



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



289.

~~EA 381 A. 21~~



REP. G. 3845



Der
Kampf um die Sprache.

Linguistische Plaudereien

von

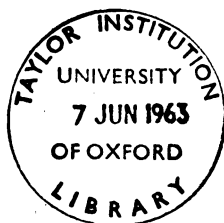
Heinrich Temeles.



Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1884.



Inhalt.

- I. Der Kampf um die Sprache. (Ein Vorwort.)
 - II. Amtsstyl und Prager Deutsch.
 - III. Das Mäuscheln.
 - IV. Deutsche Höflichkeit.
 - V. Wozu die deutsche Sprache taugt.
 - VI. Rangveränderungen der Worte.
 - VII. Die böhmische Weltsprache.
 - VIII. Die Schönheiten der böhmischen Sprache und die Schönheit der deutschen.
 - IX. Böhmisch-deutsche Poesie.
 - X. Noch einmal das Mäuscheln.
 - XI. Deutsche und böhmische Reime.
 - XII. Werden und Wandern der Wörter.
 - XIII. Reinigung der Sprache.
 - XIV. Der Palmenorden und seine Nachfolger.
 - XV. Campe und die Classifier.
 - XVI. Goethe.
 - XVII. Einfluß der böhmischen auf die deutsche Sprache.
 - XVIII. Einfluß der deutschen Sprache auf die böhmische.
 - XIX. Wer kann deutsch?
 - XX. Zeitungsdeutsch.
 - XXI. Der Ruth zum Reden.
-

I.

Der Kampf um die Sprache.

(Ein Vorwort.)

Der Styl ist der Mensch, und die Sprache ist das Volk. In der Sprache bewahrt das Volk seine ganze geistige und gesellschaftliche Bildung und Entwicklung. Ein Eroberer kann kommen und die Baumerke niederreißen, die Bildwerke in den Staub werfen, die Gemälde zerschneiden und die Büchereien verbrennen — wenn er dem Volke nur seine Sprache läßt, so kann es Alles wieder von Neuem aufbauen. In seiner Sprache lebt das Volk wieder auf, und nur wenn es die Sprache verliert, verliert es das Volkthum. Die Gothen, die einst Italien und Spanien eroberten, sind dort fast spurlos verschwunden; sie haben die Sprache der Besiegten angenommen und wurden so Italiener oder Spanier. In der Provinz siegten die Römer; doch entwickelte sich neben ihrer lateinischen Sprache eine eigene Volkssprache, die französische, welche schließlich die lateinische auch ganz officiell verdrängte. Die Angeln und Sachsen hatten ihre Sprache in England zur herrschenden gemacht, bis die

Normannen kamen und ihre Könige die wälischen Minstrels umzubringen befohlen. „Bald ward,“ so erzählt Augustin Thierry, „ein sächsischer Bischof von seinem Sitz verjagt, weil er nicht französisch verstand; bald zerriß man die Urkunden von Mönchen als ungültig, weil sie in sächsischer Sprache geschrieben waren; bald verurtheilten die normännischen Richter einen Angeklagten, ohne ihn erst anhören zu wollen, weil er nur englisch sprach; bald wurde eine Familie ihrer Habe beraubt und erhielt dann unter dem Namen eines Almosens ein Stück ihres eigenen Erbtheils von ihnen zurück.“ Aber auch den Normannen erging es endlich so wie den Gothen und den Römern; gegen die immer sich erneuernde, ausdauernde Kraft des eingeborenen Volksthum's konnten sie sich auf die Länge nicht halten; sie hatten in der Schlacht gesiegt, aber sie unterlagen im Kampfe, und sie mußten der englischen Sprache ein Zugeständniß nach dem andern machen; in französischer Sprache ist die Parlamentsacte abgefaßt, welche für die Zukunft den Gebrauch der englischen Sprache anordnete. Es ist daher ein Verkennen der waltenden Kräfte in der Geschichte, wenn Chateaubriand meint: „es hing an einem Nichts, daß nicht die drei Königreiche von Großbritannien französisch sprachen“; und wenn er hinzufügt: „Shakespeare hätte dann in der Sprache des Rabelais geschrieben“, so befindet er sich in einem Irrthum, der ihm, dem Verehrer der englischen Literatur, zu verzeihen ist; aber niemals hätte aus dem französischen Geiste ein Shakespeare entstehen können; denn die Sprache ist das Volk, und Shakespeare war ein Germane.

Diese Sprachenkämpfe gehören der Vergangenheit an.

Die Sprachen haben sich ausgebildet und sind unbestritten, wie die Völker, deren Bestand als gesichert angesehen werden kann. Aber auch in unserer Zeit gibt es Sprachenkämpfe, von denen man einst erzählen wird, wie von jenen. Wer hört nicht mit Theilnahme von den Maßregeln, welche Rußland gegen die polnische Sprache unternimmt? Die letzte, von der man hörte, war das Verbot, welches den polnischen Mittelschülern verwehrte, auf der Straße miteinander in ihrer Muttersprache zu sprechen. Wie wird dieser Kampf enden? Preußen, dieser mächtigste deutsche Staat, hat im Verlaufe von mehr als einem Jahrhundert mit den Polen nicht fertig werden können; in Oesterreich haben die Polen schon durch das deutsche Bürgerministerium Herbst-Gisfra eine bevorzugte Sonderstellung erhalten, welche sie seither nicht nur zu ihrem eigenen nationalen Aufschwung, sondern auch zum Niederdrücken der ihnen an Zahl gleichen Ruthenen benutzt haben und benutzen. Und ob das Volk auch getheilt ist, seine Literatur blüht und wird von der Welt beachtet; es hat Künstler, wie Matejko und Siemiradzki, die im edelsten Wettstreit mit den Besten in die Schranken treten können.

Wie fern liegen uns aber die Polen, wenn wir bedenken, welchen Kampf wir um unsere Sprache zu führen haben! Seit der Errichtung der Ostmark mozt es beständig auf und nieder. In Böhmen saßen die Deutschen, bis die Čechen kamen und sich in den fruchtbaren Ebenen niederließen, die Deutschen aber in die Gebirge zurückdrängten, welche Böhmen rings umschließen. Dann riefen die böhmischen Könige selbst die Deutschen wieder ins Land und hießen sie Städte bauen und Stollen führen; sie

gaben ihnen Vorrechte und erfreuten sich des Wohlstandes, den deutsche Arbeit und deutsche Gesittung dem Lande schafften. Dann wieder kam der Sturm gegen alles deutsche Wesen; Jizka, Hus, Georg von Podiebrad wütheten gegen das Deutschthum. Die deutschen Städte wurden eingenommen, die deutschen Studenten und Professoren mußten die Universität verlassen und nach Leipzig ziehen. Endlich kam das große Schweigen über das böhmische Volk. Josef II. denkt daran, die Erblande alle in einen großen deutschen Einheitsstaat zusammenzufassen; Franz I. wird Kaiser von Oesterreich, und der Gedanke Josef's ist fast verwirklicht — freilich nur nach einer Richtung hin. Aber es kommt das Jahr 1848. Die Čechen haben still an der Wiedererweckung ihrer Sprache gearbeitet. Diese Sprache war nur noch dem niedersten Volke eigen; Jeder schämte sich, sie zu gebrauchen. Was war auch in dieser Sprache zu lernen? Was lag in ihr? Welche Geistesarbeit? Hatte sie in einer Literatur geblüht? Das mußte herbeigeschafft werden. Ein angebunkeltes Pergamen, ein altes Alphabet, eine geschicht-ungeschichte Hand, und die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift waren fertig, die ältesten Denkmale der böhmischen Literatur.

Noch aber gehört Oesterreich dem deutschen Bunde an, bis das Jahr 66 kommt. Wir mußten scheiden. Wir hoffen, nicht auf immer. Aber die neue Lage der Dinge brachte eine neue Form mit sich. Das kraftvolle Volkthum der Magyaren festzuhalten, hatten wir nicht die Macht. Wozu auch? Das Gebiet liegt zu ferne, und das deutsche Volk kann sich nicht von der Mosel bis zum Schwarzen Meer ausbreiten, wie einst der österreichische

General Mehring geträumt. Es wäre der Anfang seines Verfalls. Freilich kam dann der Nothruf der Siebenbürger Sachsen. Wir mußten mit Schmerzen der Tausende von Deutschen gedenken, die im Banat und an der Westgrenze Ungarns wohnen und der magyarischen Gesetzgebung schutzlos preisgegeben sind. Der sächsische Königsboden wird zerschlagen; das deutsche Theater in Pest wird geschlossen — das tönt denn auch hinüber bis ins deutsche Reich, und Rufe der Entrüstung antworten als Widerhall. Wir in Oesterreich stehen der Sache näher und müssen doch fragen: Ihr Siebenbürger Sachsen, warum seid ihr denn in euren Dörfern und Städten eingeschlossen geblieben? Warum habt ihr euren Beruf nicht erfüllt, zu dem ihr ins Land geholt wurdet? Ihr hattet zwei Jahrhunderte Zeit, Siebenbürgen deutsch zu machen — was habt ihr gethan? Ihr habt euch in euch selbst verschlossen, und nun seid ihr abgeschlossen — die Bruderhand kann nicht bis zu euch reichen. List, der große deutsche Volkswirth, hat Land und Leute in Ungarn kennen gelernt und widmet mehrere Aufsätze dem Gedanken einer Verschmelzung deutschen und magyarischen Volksthum.

Und nun zu uns, die wir in Oesterreich, in „Eis-leithanien“, „in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern“ leben. Wir leben im steten Kampf. Wir haben zu bewahren, was unser und was euer ist. Wir kämpfen um jedes Dorf, um jeden Mann. Die Sprache ist unsere Fahne, sie ist uns geblieben. Bei jeder Schule, bei jeder einzelnen Amtshandlung vor Gericht, vor der Verwaltungsbehörde, vor dem Gemeindeamt setzt es einen Kampf um die Sprache. Die Sorge um den

nationalen Bestand durchbringt uns in Allem, was wir thun. Die Feder muß zur Waffe werden.

Die nachfolgenden Aufsätze, welche in der „Bohemia“ erschienen sind, bilden eine bescheidene Episode in unserem Kampf. Wir haben nicht nur unsere natürlichen Gegner zurückzudrängen, wir müssen leider auch mit eigenen Volksgenossen rechten. Viele von ihnen wissen noch nicht, um was sich der Kampf dreht, viele wollen es nicht wissen. Mancher Einzelne fühlt sich sicher und ungefährdet. Kann ihm der Čech seine Sprache nehmen? Ja, sage ich, und wenn nicht ihm — seinen Kindern gewiß. Wir haben ein deutsches Theater in Prag, und wir wollen ein neues bauen, weil das alte nicht ausreicht. Welch einen Sturm erhoben die Čechen dagegen! Man wird sich erinnern, daß dieser Frage wegen der Landtag vorzeitig geschlossen und aufgelöst wurde, und daß der neue Landtag, čechisch in seiner Mehrheit, dem Neubau jede Beihilfe versagte.

Ich behandle in diesen Aufsätzen mannigfaltige Fragen. Hin und wieder konnte eine örtliche oder zeitliche Anspielung nicht vermieden werden; doch glaubte ich, damit das Interesse des fernerstehenden Lesers nicht abzuschwächen; ich wünsche, es dadurch zu erwecken. Aber nicht immer nahm ich Bezug auf die Gegenwart, auf die brennende Frage; ich suchte durch den Gegenstand selbst allgemeineres Interesse und Aufmerksamkeit für die Sprache zu erwecken und so mittelbar Mithelfer in dem Kampf zu werben, in dem Kampf um die Sprache, der uns oben-drein auch zu einem Kampf für die Reinheit der Sprache wird. Aus diesem Grunde wagte ich es auch, die Aufsätze zu sammeln und hier im Buche dem deutschen

Publicum vorzulegen. Wenn jeder Leser aus dem Büchlein nur halb so viel lernt, als ich beim Schreiben lernte, so ist das Buch nicht überflüssig. Und wenn es mir nur gelingt, da und dort, wo Deutsche sich ungefährdet und sicher fühlen, Verständniß für den Kampf zu wecken, den wir Deutschen in Oesterreich um unsere Sprache führen — nur Verständniß, denn mehr wollen, mehr bedürfen wir nicht — dann ist der Zweck dieses Buches vollkommen erreicht.

II.

Amtsstyl und Prager Deutsch.

„Nachdem der h. Landtag geschlossen ist“ — würde es im Amtsstyle heißen, wie ja auch die Ankündigungen an die Landtagsabgeordneten von Böhmen anfangen: „Nachdem der hohe Landtag auf den 5. Juli einberufen ist —“ O über dieses „Nachdem!“ Unser Ohr ist freilich längst abgestumpft worden gegen den Gebrauch dieses zeitlichen Bindewortes als eines ursächlichen, und unsere Sprachlehrer haben in Folge dessen eine Vereinbarung treffen müssen, derzufolge dieses ärgerliche „Nachdem“ ursächlich gebraucht werden darf, wenn — — — nun, wenn — um es kurz zu sagen — „die Zeit als die Ursache angesehen werden kann,“ ein Bedingungssatz, welchen ich allen Metaphysikern, sofern es noch welche gibt, zum Ueberdenken empfehle. Vielleicht gelänge es ihnen, das „nachdem“ derart zu vergenauern und zu umschreiben, daß dem Mißbrauch dieses Wortes endlich gesteuert wird. Ich höre es schon, daß der Schüler auf die Frage des Lehrers: „Warum hast Du heute nichts gelernt?“ zur Antwort gibt: „Nachdem ich keine Zeit hatte,“ und wenn ihm der Lehrer den Gebrauch des „nachdem“ erklären wird, so wird er darauf hinweisen, daß ja die

Zeit, das heißt: der Mangel an Zeit die Ursache seiner Faulheit gewesen.

Doch dieses „Nachdem“ ist nur ein Wahrzeichen, nur das sprachliche Siegel, welches ein Schriftstück sofort als amtlich beglaubigt. Unser ganzer Amtsstyl ist nachdemisiert, die unglaublichsten Wortbildungen und Satzfügungen kommen vor, werden zum Allgemeingut und bringen in das innerste Leben unserer Sprache ein. Jeder wird sofort mit Beispielen bei der Hand sein: die „Gänze“ als ungerechtfertigtes Seitenstück zur „Hälfte“ wird blosgelegt und — zur Gänze als Mißgeburt erklärt; sie wird beanständet, was denn sofort wieder mit Recht beanstandet wird. Die österreichischen Behörden bewilligen Alles stets „gegen dem, daß“ — obzwar keine Behörde, wenn sie noch so hoch steht, das Recht hat, überhaupt etwas gegen dem zu bewilligen. Das verbietet ihr nämlich der Art. 19 des oft bezogenen Staatsgrundgesetzes, wonach auch der Deutsche ein Recht zur Pflege seiner Sprache von Amtswegen hat.

Auf diesen Artikel gestützt, hat denn auch der Abgeordnete Dr. Nitsche in der Landtagsitzung vom 3. August bei Berathung des Fischereigesetzes die Bemerkung gemacht, daß es nicht heißen soll: die Befugniß, sondern das Befugniß. Der Oberstlandmarschall nahm diese Bemerkung in die richtige geschäftsordnungsmäßige Behandlung. Wäre der deutsche Text nämlich blos eine Uebersetzung des tschechischen, so hätte die Bemerkung des Dr. Nitsche genügt, um die Verbesserung zu veranlassen; da wir aber zwei Urtexte haben, so war diese Bemerkung ein Abänderungsantrag, und dieser mußte natürlich zur Abstimmung ge-

langen. So stimmte denn der Landtag darüber ab, ob es die oder das Befugniß heißen soll, und die böhmische Mehrheit erwies sich dem Wunsche des Herrn Dr. Nitsche so entgegenkommend, für das Befugniß zu stimmen. Sollten hier vielleicht auch erst Unterhandlungen mit der sogenannten deutschen Fraction des Großgrundbesitzes, nämlich jenen Abgeordneten des Großgrundbesitzes, welche deutschem Adel entstammen, nur deutsch sprechen und nur feudal-clerical denken, vorangegangen sein?

Leider kann ich nicht verschweigen, daß durch diese Abstimmung der beliebte Grundsatz der Gleichberechtigung schwer verletzt worden ist. Bisher durfte nämlich jeder Staatsbürger mit gleichem Rechte sowohl die Befugniß, als auch das Befugniß sagen, weil ihm die Grammatik die und das Befugniß erteilte. Jetzt wird man freilich nur mehr das Befugniß sagen dürfen, sofern nicht durch eine Petition deutscher Frauen das Befugniß wieder in seine auchweiblichen Rechte eingesetzt wird. Aber mir schaudert, wenn ich daran denke, daß die Mehrheit des böhmischen Landtages durch solche Abstimmungen die deutsche Sprache in ihre Gewalt bekommt, obzwar sie dieselbe sonst nicht in ihrer Gewalt hat. Wie, wenn der Landtag, gestützt auf diesen Vorfall, weitgehende Umänderungen in der deutschen Sprache mit Rücksicht auf das bestehende Bedürfniß unserer böhmischen Landesbrüder beschloßen hätte? Denn daß ein solches Bedürfniß, einige schmähsch verunstaltete und verwandelte Laute als deutsche Sprache auszugeben, thatsächlich besteht, dafür ist doch der Umstand Beweis genug, daß sich bei uns so viele Leute mit der Kenntniß beider Landessprachen ausweisen,

die offenbar nur ein öechisches Deutsch und ein germanisirtes Öechisch sprechen, Leute, welche an dem kunstvollen Gebäude unseres Amtsstyles bauen und denen wir die Nachdemisirung der deutschen Sprache verdanken.

Das Schlimmste daran ist, daß diese verdorbene Sprache uns allgemach ganz vertraut klingt, daß wir oft darauf oder daran vergessen (das ist auch eine jener öechisirten Wortfügungen), daß diese oder jene Wendung, dieses oder jenes Wort gar nicht deutschen Ursprungs ist und nur ein örtliches Verständniß findet. Führt uns einmal eine Reise ins deutsche Reich, so sind wir gar stolz auf unser Prager Deutsch — weil eine alte, aber ebenso falsche als alte Ueberlieferung sagt, daß die Prager ein sehr reines, dialectfreies Deutsch sprechen. Aber der Deutsche, mit dem wir ins Gespräch gerathen, hört uns mit lächelnder Miene zu und macht uns schließlich auf eine Menge Sprachwidrigkeiten, auf unsere offene Aussprache der Selbstlaute — die wir aus dem Öechischen bekommen haben — kurz auf lauter Slawismen aufmerksam, die wir als solche gar nicht kennen, weil wir sie sozusagen mit der Muttermilch eingesogen haben. Wie leicht überfließt aber ein solcher Ausdruck in die Feder! Wie sorgfältig muß ein deutscher Schriftsteller oder Journalist — und es gibt deren in Prag erstaunlich viel, fast mehr, als eine Bevölkerungsziffer von 30,000 deutschen Seelen verträgt — hier über seine Feder wachen! Er muß nicht nur gut schreiben (wenn er nämlich gelesen sein will), er muß sogar richtig schreiben — das Selbstverständliche wird ihm zur Arbeit!

Und da rühmen wir uns unserer Dialectfreiheit!

Hätten wir nur einen echten Dialect, hätten wir nur diesen bezeichnenden Volksmund, der sich stets innerhalb des Sprachgeistes seine Worte umknetet und umbildet, bis sie ihm bequem und geläufig von der Zunge fließen! Jeder echte Dialect ist eine reizvolle Besonderheit, eine werthvolle Eigenart, die vielleicht ebensoviel Einfluß auf den Charakter ihres Volksstammes hat, als dieser wieder auf den Dialect. Die ganze und besondere Art eines Volksstammes prägt sich in seiner Mundart, wie in bildsamem Thon aus; der Sachse, der Schwabe, der Niederdeutsche, der Wiener, sie stehen alle durch ihren Dialect leibhaftig vor uns. Wir haben eben in Prag kein deutsches Volksthum, aus dem sich die Sprache immer neu erzeugt; wir sind lauter Bildungsdeutsche. Der Handwerker und der Gewerbsmann, unsere Dienstboten, die Alltäglichkeit unseres Lebens sind von einer uns fremden Art; und da die Alltäglichkeit uns Alle bezwingt, uns Alle bändigt, so müssen wir ein gut Stück unseres Deutschtums verlieren. Wir haben kein abgeschlossenes Gebiet für uns, wie etwa die Siebenbürger Sachsen; unsere Kinder sind gezwungen, mit tschechischen Kindern in deutsche Schulen zu gehen — und was sie in der Schulkube vom Lehrer lernen, geben sie auf der Gasse sofort verloren. Auch der Zuzug aus Deutschböhmen ist schwach und wird naturgemäß immer schwächer. Der deutsche Gewerbsmann verliert hier den Boden unter den Füßen, wenn er sich nicht seiner Nationalität entäußert — und warum? Weil hier kein Verein ist, in welchem er seine Volksgenossen findet, und weil seine Volksgenossen nicht ernstlich und beharrlich genug daran denken, jedes Glied ihrer Gemeinschaft fest an sich

zu knüpfen. Im Prager deutschen Verein und im deutschen Verein in Reichenberg sind in dieser Richtung bereits Anregungen gefallen. Deutsche Meister sollen mit deutschen Lehrlingen versorgt werden. Ueberallhin bringen die tschechischen Lehrlinge. Auch die Wiener fangen an, die Gefahr zu begreifen, die in dieser Tschechisirung von unten herauf droht, und die um so größer ist, je geringer sie erscheint. Hier ist für die deutschen Abgeordneten, die im böhmischen Landtag einfach niedergestimmt werden, eine Arbeit, die fruchtbarer und erfolgreicher zu werden verspricht. Anderen die Nationalität retten, heißt sie auch für uns retten, heißt dem herrlichen Strom unserer Sprache, der bei uns zu versanden droht, neue Zuflüsse eröffnen.

Wie sich die oberen Stände stets aus den unteren verjüngen und frisch kräftigen, so erhält auch die Sprache der Bildung stets neue Kraft und lebendigen Schwung aus den breiteren Schichten des Volksthum. Der Streit der Völker kommt in erster und letzter Reihe immer im Kampf um die Sprache zum Ausdruck. Aber es genügt nicht, die Sprache mühsam zu erhalten und zu bewahren; sie muß gleichsam stets von Neuem erzeugt werden. Nur dann können wir hoffen, in unzertrennlichem, nicht zu lösendem Zusammenhang mit dem Geiste des deutschen Volkes zu bleiben, und nur dann ein Recht auf diesen Zusammenhang erhalten, wenn wir die deutsche Sprache nicht bloß als ein Vermächtniß, als ein Geschenk unserer Vorfahren ansehen, die einst zu Hütern dieses Reiches gegen die Einfälle der Barbaren bestellt wurden, sondern wenn wir Mitarbeiter an der Sprache unseres Volkes werden und ihr so wieder geben, was wir von ihr empfangen.

III.

Das Mauschneln.

Wir hatten auf dem Gymnasium einen Professor der griechischen Sprache, der uns große Achtung einflößte, theils weil er in dem (gerechtfertigten) Rufe stand, sehr viel griechisch zu verstehen, ja sogar griechisch sprechen zu können, theils weil er sich uns gegenüber nicht mit bloßem Formentram begnügte, sondern uns auch möglichst in den Geist der griechischen Sprache und der griechischen Schriftsteller einzuführen bemühte. Dennoch hatte der Treffliche — der früh gestorben ist — Momente, in denen ein leises, ganz leises Richern durch die Classe ging, die Augen muthwillig erglänzten und jeder von uns seinen Nachbar versthohlen anstieß. Es waren das Momente, in denen der Professor uns ganze Seiten aus dem Homer vorlas, um uns den Wohlklang der griechischen Sprache recht zu Ohren zu führen und auch um seinen eigenen Ohren zu schmeicheln. „Er mauschnelt!“ sagten wir — und doch war er ein geborener Egerländer und schien, bei aller Gerechtigkeitsliebe, in seiner Classe die jüdischen Schüler nicht sonderlich zu lieben. Damals hätten wir uns allerdings nicht recht

klar zu machen gewußt, worin sein Mauschneln bestehe; heute, wo mir diese Laute bekannter und gewohnter geworden sind, kann ich mir eher darüber Rechenschaft geben und will es hier thun. Ist es auch weder actuell, noch dringend, so ist es doch immerhin zeitgemäß.

Bekannt ist, daß das Wort „Mauschneln“ ein Spottwort ist. Man nannte ehemals (oder auch noch heute?) jeden Juden „Mausche“ nach dem bei den Juden häufig gebrauchten Namen des Propheten und Religionsstifters Moses oder Moyses, wie es im Hebräischen ausgesprochen wird. Die Aussprache des langen *o* wie *au* ist vielleicht theoretisch richtig; wenigstens sprechen die deutschen Theologen, die hebräisch studiren, so; die deutschen Juden behalten jedoch das lange *o* bei, und man kann daher sagen, daß vielleicht die deutschen Theologen „mauschneln“, die deutschen Juden aber höchstens „moschneln“. Behalten wir jedoch, der allgemeinen Verständlichkeit wegen, das Mauschneln bei und fragen wir uns zunächst: Ist das Mauschneln ein Dialect der deutschen Sprache oder ist es deutsche Sprachverderbniß?

Daß letzteres überhaupt in Frage gestellt werden kann, dürfte den Ritter von Schönerer in Harnisch bringen, dennoch scheint mir die Frage der Prüfung werth. Für die Sprachverderbniß spricht die große Anzahl fremder, sowohl hebräischer als auch französischer, lateinischer und slawischer Ausdrücke, welche in die Mauschnelsprache — zuweilen merkwürdig umgestaltet — Eingang gefunden haben. In Bezug auf das letztere sei es mir gestattet, einige Beispiele anzuführen.

„Prickele mor!“ ist ein Ausruf, in welchem man

ohne Schwierigkeit das lateinische *periculum in mora* niedererkennen dürfte. — Ein „Sarver“ dürfte schwieriger zu entlarven sein. Ein Sarver ist ein Hochzeits-Tafel-decker, was ein eigenes, recht einträgliches Gewerbe bei den Juden ist; die Bezeichnung ist aus dem Worte *serviren*, also: „Servirer“ entstanden. — Ein guter Tempelfänger wird als „Aprenowes-Sänger“ gerühmt, was nichts anderes bedeutet, als Ora pro nobis-Sänger. — „Sie sitzt da, wie e tote Maid“, sagt die Mutter unzufrieden über die starre Haltung der traumverlorenen Tochter, womit aber keineswegs eine todt Maid, sondern ein Automat gemeint ist. — „Kostofles“ wird als berühmter Philosoph von den Juden geschätzt; die Griechen können ihn als ihren Aristoteles berufen. Auf diesem Gebiete ließe sich noch manches unterhaltende Beispiel anführen, es würde jedoch von unserer Frage zu weit ablenken.

Für die Sprachverderbnis spricht ferner die Wortstellung. Während nämlich der Deutsche im Stande ist, zwischen das Hilfszeitwort und das dazu gehörige Mittelwort ganze Perioden einzuschieben, wird — offenbar dem hebräischen Sprachgeiste entsprechend, übrigens in gleicher Weise auch in allen romanischen Sprachen — das Object dem Mittelwort nachgestellt. Diese Wortstellung, welche eine schärfere Hervorhebung jedes einzelnen Wortes und eine größere Deutlichkeit des Ausdrucks gestattet, ist es gewiß nicht in letzter Reihe, welche — abgesehen von dem Eindruck ihres Klanges — Goethe zu dem Ausspruche geführt haben mag, die Judensprache habe einen pathetischen Charakter. Für die Sprachverderbnis spricht endlich auch ihr Tonfall, der, wenngleich fremdartig

klingende, so doch rhythmisch abgestufte „Gesang“ des Mauschelns.

Für die Einreihung unter die Dialecte nun spricht wohl der Umstand, daß die Selbstlauter und Mitlauter nach ganz bestimmten Gesetzen sich verändern, wie jeder andere deutsche Dialect, der mitunter noch schwerer zu verstehen ist. Es ist hier nicht etwa darauf hinzuweisen, daß sich eine Menge deutscher Wörter in der Mauschelsprache erhalten hat, die nur noch in anderen Dialecten aufbewahrt geblieben, der Schriftsprache jedoch nie angehört haben. So sind die Fürwörter „ös“ (öſ) und „ent“ für ihr und euch auch im österreichischen Dialect gebräuchlich; so ist das englische „their“ ganz unverändert in der Mauschelsprache wieder zu finden; so spricht der Jude das Wort „lebendig“ mit dem Ton auf der ersten Sylbe (und Verschleifung des n, also „lehbedig“) aus, daher mit dem ursprünglichen deutschen Accent. Diese Beispiele könnten aber ebenfogat für ein Eindringen der angeführten deutschen Wörter ähnlich dem der Fremdwörter gelten.

Die Vocale nun gehorchen folgenden Veränderungen: Langes e wird zu ej, manchmal auch zu i; langes a wird zu o, langes o zu oi. (Daher sagen die Juden auch — wir wollten oben nicht vorgreifen — nicht Moſſche, sondern Moißche, und um richtig zu mauscheln, müßte man also moißcheln.) U wird zu ü, ei zu a. Um ein bekanntes Dialectbeispiel anzuführen, wird daher aus einem Paar Hasen ein Paar Hosen und aus einem Paar Hosen ein Paar Hoisen.

Trotz dieser ganz bestimmt nachweisbaren und hier

übrigens keineswegs erschöpften noch zu erschöpfenden, auch nicht autoritären Gesetze könnten auch wir bei aller Theilnahme für die Tisza-Gäzlarer Freigesprochenen uns schließlich nicht dazu verstehen, den Mauscheldialect als einen Dialect der deutschen Sprache anzuerkennen. Denn sonst wäre folgerichtig unser geliebtes „Prager Deutsch“ auch ein deutscher Dialect. Es sind eben keine aus dem deutschen Sprachgeiste hervorgegangenen Veränderungen, sondern es ist eine aus einem fremden Sprachgeiste wirkende Beeinflussung, welche die Gesetze des Mauschelns erzeugt.

Und warum lachten wir über unseren Professor der griechischen Sprache? Wieso „mauschelte“ er den Homer? Die hervorstechendste Eigenschaft dieses „Dialects“ ist eben die manchmal verletzend scharfe Aussprache der Mitlauter, die Anhauchung der Mitlauter an unrechtem Orte und die überaus beliebte Häufung von Rehlauten. Letzteres trat uns insbesondere bei jener griechischen Lektüre hervor. Der Mauschler spricht das **ch**, als wenn es ein **chch** wäre, das **f** spricht er wie **fh**; und sogar das **i** versucht er guttural zu bilden, indem er es von dem Ort seines Entstehens möglichst zurückdrängt. Dazu kommt das bei den Juden besonders häufige Anstoßen mit der Zunge, welches sich in der Aussprache der Zischlaute verräth, indem die Zunge zwischen die Zähne tritt. Moses selbst hat diesen Fehler befohlen; er soll ihn, wie eine alte Ueberlieferung erzählt, als Kind erworben haben. Pharao soll nämlich von den Wahrsagern darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß dieses Kind seinem Throne gefährlich werden dürfte. Um nun das Kind zu prüfen, stellte er ihm zur rechten Seite Gold, zur linken glühende Kohlen auf.

Natürlich wäre Moses verloren gewesen, hätte er nach dem Golbe gegriffen; aber da er für die große Aufgabe aufgespart bleiben sollte, sein Volk trockenen Fußes durch das Rothe Meer zu führen, so ließ ihn eine höhere Macht nach den Kohlen greifen und die glühenden Kohlen zum Munde führen, wobei er sich denn die Zunge verbrannte, wie nach ihm noch manche Semiten, Nichtsemiten und Antisemiten.

Der freundliche Leser wird hoffentlich keinerlei Tendenz aus dieser Plauderei herauswittern. Sollte dies jedoch gegen unser Erwarten der Fall sein, so sei schnell noch erwähnt, daß manche Ausdrücke der Mauschelsprache in die deutsche Geschäfts- und Zeitungssprache übergegangen und Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind; daß ferner die Mauschelsprache gegenwärtig weder ausschließliches Eigenthum der Juden ist, noch auch von allen Juden gesprochen wird, so zwar, daß man in Frankfurt sagt, die Juden seien dort die einzigen, welche deutsch reden, während die Nichtjuden (in Folge zahlreicher Dialectähnlichkeiten) zu „mauscheln“ scheinen. Aber auch kein Sprachforscher soll mit dieser linguistischen Plauderei herausgefordert worden sein. Ich möchte um Alles in der Welt nicht der Wissenschaft, die so viel Dringenderes zu thun hat, ein neues, „noch unbebautes“ Feld gezeigt, insbesondere keinen jüdischen Sanders zur Herausgabe eines dickleibigen Wörterbuches angeregt haben.

IV.

Deutsche Höflichkeit.

Darwin's Theorie von der „Vererbung“ ist in die Dienste der Feudalherren getreten. Wenn die bereits veraltete naturrechtliche Anschauung von den „gleichen Menschenrechten“ träumt, die auf der Gleichheit der Menschen fußen, und höchstens der Ansicht Raum läßt, daß Einem die Nase angeboren ist, so wird heute von einer angeborenen, erbten Ritterlichkeit gesprochen. Gibt es aber eine angeborene Ritterlichkeit — und wer wollte das noch bezweifeln? — so gibt es auch eine angeborene Höflichkeit, und diese war es ja, welche in der letzten Sitzungsperiode des böhmischen Landtags den clericalen Grafen Friedrich Thun zur Proclamirung der angeborenen Ritterlichkeit führte. „Der Deutsche lügt, wenn er höflich ist,“ heißt es zwar, und das bedeutet so viel, daß gerade dem Deutschen die Höflichkeit nicht angeboren, sondern anerzogen ist. Aber in gewissem Sinne lügt doch jeder höfliche Mensch, weil er bemüht ist, Alles, was er sagt, in möglichst angenehm klingenden Worten zu sagen, und weil er deswegen oft gezwungen ist, den ungeschliffenen Edelstein

der Wahrheit so lange abzuschleifen, bis dieser die Hälfte seines Gewichts und Umfangs verloren hat; daher ist Höflichkeit immer nur die halbe Wahrheit und zuweilen sogar nicht einmal diese.

Allein — wir können uns hier wieder auf Darwin berufen — das Anerzogene vererbt sich ja allmählich, und so ist es auch mit der Höflichkeit, die zwar im Allgemeinen das Gemeingut bloß der gebildeten Deutschen ist, aber im Besonderen unter einem ganzen Volksstamm, wie die „heeflichen“ Sachsen beweisen, vererbt werden kann. So ist es ja auch mit der Ritterlichkeit. Einmal muß es doch wohl Einen gegeben haben, der nicht ritterlich war, später aber in den Ritterstand erhoben, also zur Ritterlichkeit erzogen wurde; von diesem hat sich dann die anerzogene Ritterlichkeit bis zum heutigen Tage auf seine Nachkommen vererbt.

Dem Deutschen wurde die Höflichkeit von verschiedenen Völkern anerzogen; die deutsche Höflichkeit stammte ja von den deutschen Höfen, und diese ließen sich in verschiedenen Perioden von den Franzosen, Spaniern und Italienern in der Höflichkeit belehren. Uns Gebildeten ist auf diese Weise ganz und gar die eigentliche Form des nationalen Umgangs, der nationalen Umgangssprache verloren gegangen. Wir reden einander an, wie wir es von anderen Völkern hörten; nur das Volk gebraucht die dem Geist der Sprache entspringende Umgangsform. Man lächelt über die Naivetät jenes Tirolers, der seinen Kaiser mit „Du“ ansprach und, hierüber zur Rede gestellt, die Erklärung abgab: „Wenn ich zu meinem Gott Du sage, so werd' ich's wohl auch zu meinem Kaiser können.“ Und

1

in der That, würde es nicht geradezu wie eine Gotteslästerung klingen, wenn man im Gebet das „Sie“ anwenden wollte?

Die Römer und die Griechen, welche zwar nicht in der Wissenschaft, aber, wie Kant bemerkt, in den Denk- und Sittengesetzen so weit waren wie wir, haben gar keine andere Anredeform gehabt als „Du“, sie haben selbst ihre grausamsten Kaiser mit „Du“ oder „Deine Majestät“ angesprochen; selten geschah es, daß ein Römer von sich selbst im Plural sprach und „wir“ statt „ich“ setzte; niemals gebrauchte er den Plural von einer anderen Person. Das blieb den neueren Völkern vorbehalten, welche, wie die Franzosen und Engländer, „Ihr“ gebrauchten, während der Italiener und der Deutsche „Sie“ sagen. Der Italiener ist darin fast noch affectirter als der Deutsche, denn er sagt in der Anrede: „Ella“ d. i. die weibliche dritte Person. Diese Höflichkeit stammt offenbar aus dem Bestreben, nicht direct auf die Person, mit der man spricht, zu stoßen, sondern die Person zu umschreiben, zu umkreisen und sich ihr nur auf eine gewisse Entfernung zu nähern. So kam es, daß aus dem ursprünglichen „Du“ das zunächstliegende „Er“ wurde, welches man gegen Untergebene und Bürgerleute, denen gegenüber man nicht allzu behutsam sein mußte, anwendete. Eine Stufe weiter schritt man in der Umschreibung der Person, indem man das „Er“, welches schon etwas zu gemein klang, ganz wegließ, und, um sich durch den Gebrauch des „Sie“, welches bis in das achtzehnte Jahrhundert nur für die vornehmsten Personen bestimmt war (beispielsweise mußten die Windhunde Friedrichs II. von seinen Bediensteten mit „Sie“

angesprochen werden —) nichts zu vergeben, ganz abstract sprach. So führt Prof. Günther in einem Aufsatz „Ueber das Sonderbare der deutschen Höflichkeitssprache im Gebrauche der Fürwörter“ (aus dem J. 1787) folgende Stelle aus einem Briefe an: „Des Herrn günstiges Schreiben habe ich erhalten und daraus ersehen, daß der Herr das Büchlein zurückbegehre, welches ich von dem Herrn gelehrt habe.“ — Diese Art der umschriebenen Anrede hat sich höchst belächelnswerth bis auf unsere Tage erhalten, denn man schreibt ja gerade so; „Ew. Wohlgeboren (oder Hochwohlgeboren) Schreiben habe ich erhalten“ u. s. w.

Aber so schreibt man nicht nur, so spricht man auch. Das „Sie“ ist schon zu direct geworden, Wer wird heute die Höflichkeit so außer Acht lassen, daß er einen Professor, einen Hofrath oder gar eine Excellenz mit „Sie“ ansprechen würde? „Wie glauben, Herr Professor?“ — „Herr Hofrath sagten?“ — „Ew. Excellenz haben befohlen?“ Da kann es Einem natürlich nicht Wunder nehmen, wenn ein Gemeindevorsteher abgesetzt wird, weil er den Herrn Landrath mit „Ihr“ ansprach, da ihm doch dieser auch nur das „Ihr“ hatte zukommen lassen. Mit Recht entsetzt sich Herder, der von unseren Classikern am meisten über die deutsche Sprache geschrieben hat und dessen Schriften leider nur mehr dem Literarhistoriker bekannt sind, über diese Bedientenhaftigkeit, die Theodor Mundt, gleichfalls ein Vergessener und Ungelesener, noch schärfer geißelt. Wollte man sich schon über die eben angeführten Anredeformen hinwegsetzen, so wird man sich endlich doch wenigstens daran stoßen, daß selbst von Abwesenden in

der dritten Person der Mehrheit gesprochen wird, wie z. B.: „Seine Excellenz haben sich soeben entfernt.“

Wohin soll diese Pluralisirung noch führen! Welche Vergewaltigung wird sich die Logik, der gesunde Menschenverstand noch gefallen lassen müssen! Wahrhaftig, da ist es doch richtig, daß der Deutsche lügt, wenn er höflich ist; denn ist es nicht die Wahrheit des Inhalts, so ist es doch die Wahrheit der Form, die er verletzt. Ein köstliches Beispiel dieses Widerstreits von Wahrheit und Höflichkeit sind die Worte des alten Miller in „Kabale und Liebe“, die er an den Präsidenten richtet: „Deutsch und verständlich. Halten zu Gnaden! Euer Excellenz schalten und walten im Land. Das ist meine Stube. Mein devotestes Compliment, wenn ich dermaleinst ein Promemoria bringe, aber den ungehobelten Gast werf' ich zur Thür hinaus — halten zu Gnaden.“ Das ist zwar auch umschrieben und gewiß sehr höflich gesprochen; aber es läßt sich nicht verkennen, es sind deutsche Worte. Und gegen solche Höflichkeit läßt sich am Ende freilich nicht viel einwenden.

V.

Wozu die deutsche Sprache taugt.

Wenn das Organ der Junggehen am eindringlichsten gegen den deutschen Schulverein eifern will und die Ueberschüßigkeit der deutschen Sprache ins rechte Licht setzen möchte, so erinnert es an den bekannten Ausspruch Karls V., dieses mächtigen Herrschers, in dessen Reich die Sonne bekanntlich nie unter — aber auch nicht aufging, welcher einst erklärt haben soll: „Spanisch spreche ich zu Gott, französisch mit den Damen und deutsch mit meinen Pferden.“ Es ist das ein recht harter Ausspruch, für welchen es aber glücklicherweise einige tröstliche Nebenumstände gibt, nämlich die, daß Karl V. manche andere Sprache überhaupt nicht gekannt hat, und daß er vergessen hat, hinzuzufügen, wie er z. B. mit seinen Hunden spreche.

Klopstock erläutert diesen Ausspruch Karls V. mit folgenden Worten: „Zu Karls V. Zeiten mischte man spanische Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den schönen Gedanken, daß die deutsche Sprache eine Pferdesprache sei, und damit ihm die Deutschen etwas sanfter wiehern möchten. Wie es diesen spanischen Worten er-

gangen ist, wissen wir, und sehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmischungen ergehen werde, so arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unserer Zeit nämlich, auch eingemischt worden; aber die Sprache, die das nun schlechterdings nicht vertragen könnte, hätte auch damals wieder Uebelkeiten bekommen.“ Was war das eben für eine Sprache, die für die Pferde gut genug war! Das waren nicht mehr die reichen und vollen Laute, die herrlichen Klänge, in denen einst Walther von der Vogelweide deutschen Landes, deutscher Sitte und deutscher Frauen Ruhm und Preis verkündet, war nicht jenes Deutsch mehr, dessen Töne am Hofe des Königs Wenzel von Böhmen so gern vernommen wurden. Und die Politik des spanischen Königs, seine italienischen Höflinge, sein diplomatischer Verkehr mit Frankreich, waren es nicht zuletzt, welche die deutsche Sprache beraubten, indem sie die Einführung fremder Worte und fremder Biegungsformen beförderten. Trotz Luther konnte sich die deutsche Sprache von diesen Schlägen nicht mehr erholen; auch trotz der späteren so ruhmvollen Bestrebungen Jakob Grimms hat die deutsche Sprache nie mehr die Kraft und Fülle wiedererlangt, die sie einst besaß, wenngleich lange vor der Zeit der Classifier bis auf den heutigen Tag eine ununterbrochene Arbeit der Besten des Volkes viel zur Hebung der Sprache und zu einer seltenen Ausbildung des Styls geleistet hat. Was hat nicht der dreißigjährige Krieg Alles im Gefolge gehabt! Das Elend, das er über die deutschen Lande brachte, übertrug sich auch auf die deutsche Sprache, und in dieser sitzt noch heute mancher fremde Herr, der

aus dem übrigen Gebiet des deutschen Volkes längst hinausgeworfen ist. Und während zu den Zeiten der Minnesänger die Fürsten mit den Dichtern gingen, lächelte der deutschen Sprache nachher „keines Mediceers Güte.“ Denn nicht viel besser als Karl V. äußerte sich Friedrich II. von Preußen, der die Nibelungen nicht lesen mochte und es überflüssig fand, viel Mühe auf die rauhe deutsche Sprache zu verwenden. Die dreißig Bände seiner gesammelten Werke sind alle französisch geschrieben. Gewiß wird es trotzdem Niemanden einfallen, das Deutschtum Friedrichs, der nach dem Witzwort eines deutschen Epigrammatisten „Hippokrene“ mit „Roßbach“ übersetzte, zu bezweifeln. Der preussische König zeigt hier eine Ähnlichkeit mit dem großen Leibniz, der seine Abhandlungen fast ausschließlich lateinisch, seine Briefe fast ausschließlich französisch schrieb, und doch deutsche Gesinnung bewies in einer politischen Schrift: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf festen Fuß zu stellen,“ welche gegen Ludwigs XIV. Eroberungsabsichten auf Deutschland gerichtet war.

Gewohnt, ja gezwungen, die französische Sprache des Hofes und die lateinische Sprache der Gelehrten zu sprechen und zu schreiben (hat doch sogar Ulrich von Hutten das Latein besser gehandhabt als das Deutsche), konnten Männer wie Leibniz, deren Gedankenkreis ohnehin ganz andere Gebiete umschloß, nicht viel zur Verbesserung und Ausbildung der deutschen Sprache thun, und begnügten sich mit dem status quo um so eher, als die deutsche Sprache seit der Zeit der Hohenstaufen ihren Welkrecredit eingebüßt hatte. Umso verwunderlicher erscheint es trotzdem, daß

gerade Leibniz — der vielleicht universellste Deutsche — sich mit „Unvorgreifflichen Gedanken betreffend die Ausübung der teutschen Sprache“ befaßt hat. Seine so betitelte Abhandlung gibt gewissermaßen ein kurzes Inventarium der deutschen Sprache damaliger Zeit an, und ich kann mir nicht versagen, eine charakteristische Stelle aus derselben anzuführen. Er sagt: „Ich finde, daß die Teutschen ihre Sprache bereits hochbracht, in allen dem, so mit den fünff Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerksachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen, und die Muttersprache dem gemeinen Lauf überlassen, welche nichtsdestoweniger auch von den sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt' ich dafür, daß keine Sprache in der Welt sei, die (zum Exempel) von Erz und Bergwerken reichlicher rede als die Teutsche. Dergleichen kann man von allen anderen gemeinen Lebensarten und Professionen sagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergl. Wie dann alle die Europäer, so auffem großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutschen, nemlich von den Sachsen, Normannen, Osterlingen und Niederländern entlehnt. — Es ereignet sich aber einiger Abgang bei unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bei Ausdrückung der Gemütsbewegungen, auch der Tugenden und Laster, und vieler Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr- und Regierungskunst gehören; dann ferner bei denen noch mehr

abgezogenen und abgeseimten Erkäntnissen, so die Liebhaber der Weißheit in ihrer Denk-Kunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Namen der Logik und Metaphysik auff die Bahn bringen; welches Alles dem gemeinen Deutschen Mann etwas entlegen, und nicht so üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann sich des Lateins oder anderer fremder Sprachen in Vergleich fast allein und insoweit zu viel beflissen; also daß es denen Deutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil Alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Deutsch gegeben, so ist kein Zweifel, daß dasjenige, so vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von diesen, wenn sie gewolt, auch sehr wohl, wo nicht besser, in reinem Deutsch gegeben werden können.“

Diese Ansicht Leibnizens hat sich zum Glück für uns bewährt. Auch dasjenige, „so vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt“, wird nunmehr „in reinem Deutsch“ gegeben — oder es kann doch wenigstens gegeben werden.

VI.

Rangveränderungen der Worte.

Im „Magazin für Literatur“ veröffentlicht Ernst Eckstein einen Aufsatz über „Empor- und Herabkömmlinge im Sprachschatze der Nationen“, worin er an der Hand mehrer Beispiele darthut, wie einzelne Wörter in ihrer Wanderung und Wandlung aus dem Lateinischen in's Französische, Englische, Deutsche oder auch innerhalb ihrer eigenen Sprache ihre ursprüngliche Bedeutung dahin ändern, daß sich mit ihnen ein Nebenbegriff der Verachtung und Geringschätzung oder des Lobes und der Werthschätzung verbindet. Als Beispiel für die „Emporkömmlinge“ führt Eckstein u. A. an das gothische Wort *qêns* oder *quino* = das Weib. Dieses Wort heißt in derselben Bedeutung im Dänischen *qvinde*, im Schwedischen *qvinna*; im Englischen lautet es *queen* und bedeutet: die Königin. — Aus dem angelsächsischen Wort *tân*, unserm hochdeutschen „Baun“ entsprechend, ist das englische *town* = Stadt geworden. — Das lateinische Wort *senior* = der Ältere ist ursprünglich in allen romanischen Sprachen emporgekommen, so im Französischen zu *seigneur*, im Italienischen

zu *signore* u. s. w. Jedoch hat nur die französische Form *seigneur* und *sire* ihre hohe Bedeutung beibehalten, während dasselbe Wort in den anderen romanischen Sprachen sowie im Französischen in der Form *sieur*, *monsieur* die Bedeutung einer gewöhnlichen Höflichkeitsanrede erhalten hat. — Das lateinische Wort *manducare* bedeutet kauen und wurde ungefähr in der Bedeutung von „fressen“ angewendet. In der italienischen Form *mangiare* und der französischen *manger* ist es der normale Ausdruck für essen. Dieses Wort „mandscharen“ kommt auch zuweilen in der deutschen Volkssprache vor, wo es so viel wie „schmausen“ besagt.

Für das Herabkommen einzelner Wörter führt Etzstein u. A. folgende Beispiele an: Das mittelhochdeutsche *maget* oder *magt* bedeutet ursprünglich so viel wie Jungfrau oder Fräulein. Allmählich bekommt es den Begriff einer distinguirten Dienerin, etwa der Vertrauten einer Dame, wird zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das pure Dienstmädchen, und ist heute, wo die Dienstmädchen schon auf den Titel eines Fräuleins Anspruch machen, lediglich noch als Stallmagd zu verwenden. Doch ist hier zu bemerken, daß die Verkleinerungsformen wie *Mäglein* und *Mädchen*, insbesondere die erste Form, den ursprünglichen vornehmeren Begriff bewahrt haben. — Das mittelhochdeutsche Wort *slecht* hat sich in der guten Bedeutung „schlicht“ erhalten, während es in der Form „schlecht“ tief gesunken ist. — Das lateinische „*domina*“ heißt die „Herrin“, die „Gebieterin“. Heute bedeutet das italienische *donna* und das spanische *dueña* nichts als Frau oder Weib, das französische *dame* Frau, und im

Deutschen wird *donna* oder *dueña* oft als Bezeichnung für das Kindsmädchen angewendet.

Es seien noch einzelne Beispiele für die Beförderung und die Heruntersetzung eines und desselben Wortes in verschiedenen sprachlichen Atmosphären vorgebracht. Das althochdeutsche Wort *hros*, englisch *horse*, bedeutet schlecht hin das Pferd. In der neuhochdeutschen Schriftsprache ist „Roß“ entschieden edler als „Pferd“. Das französische *rosse* hingegen bedeutet einen Klepper, ebenso das spanische *rocin* (*rocinante*) und das italienische *rozza*. Klepper selbst heißt ursprünglich ein Schnellläufer, ist also auch im Deutschen ganz herabgekommen. — Das mittelhochdeutsche Wort *kneht* (von dem althochdeutschen *kinan* = erzeugen; vergl. *Kind*) heißt ursprünglich so viel wie junger Mensch, Knabe, Jüngling, und nebenbei auch Knappe. Im Neuhochdeutschen ist der „Knecht“ ganz herabgekommen, während er im Englischen als „knight“ zum „Ritter“ erhoben wurde.

Diese von Eckstein angeführten Beispiele lassen sich noch vielfach erweitern und vermehren. Ein sehr gewöhnlicher Fall ist es, daß ein und dasselbe Wort in zwei verschiedenen Formen ein Empor- und Herabkömmling zugleich ist. Das lateinische *papa* = Vater, welches zur Bezeichnung der väterlichen Stellung der Geistlichen diente, hat sich einerseits zu „Papst“, andererseits zu „Pfaff“ herausgebildet. — Das französische *vertueux* hat eine ganz andere Bedeutung als das verdeutschte „virtuos“, ebenso wie *curieux* (neugierig) und *curios* (wunderlich). Diese Wandlung eines Wortes in verschiedenen Sprachen kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir die Geschichte

der einzelnen Wörter in ihrer eigenen Sprache selbst verfolgen. „Sippe“ und „Sippchaft“ sind gewiß nach ihrer heutigen Anwendung als Herabkömmlinge anzusehen; das Wort „blöde“, das so viel wie schüchtern bedeutet, wird jetzt sehr häufig abwechselnd mit „blödsinnig“ gebraucht. „Häßlich“ ist gewiß nichts Hassenswürdiges, „müßig“ wird in tadelndem Sinne gebraucht, was bei dem Stammwort „Muße“ nicht der Fall ist. „Streben“ ist rühmlich; ein „Streber“ zu sein, wird Niemand gern von sich sagen lassen; ähnlich ist ein „Lebemann“ nicht bloß einer, der lebt, sondern Jemand, der gut, ja zu gut lebt.

Zu dem obigen Beispiele von „papa“ finden sich gleichfalls innerhalb der deutschen Sprache Beispiele genug; „vergeben“ und „vergiften“ ist auf denselben Stamm zurückzuführen; „aufheben“ kann so viel wie „bewahren“, aber auch gerade das Gegenteil davon bedeuten. Der Begriff von „Frau“ und „Weib“ hat oft gewechselt; in der Umgangssprache stehen „Frau“ und „Weib“ gegenwärtig auf ziemlich genau abgegrenzten Gebieten, während dichterisch „Weib“ mit Vorliebe, und zwar sozusagen in finnlischem Sinne, doch keineswegs herabwürdigend gebraucht wird. Bekannt ist ja das Streitlied Heinrichs von Meissen, genannt Frauenlob, worin der Dichter gegen den Schmied Regenbogen das Wort „Frau“ gegen den Ausdruck „Weib“ vertheidigt.

Erkstein knüpft angesichts solcher Beispiele an den Wunsch des großen Forschers auf dem Gebiete romanischer Sprachwissenschaft, Friedrich Diez, an, daß nämlich — der Lautlehre, der Wortlehre und der Satzlehre entsprechend — eine systematische Begriffslehre entwickelt

werden sollte, welche die Veränderungen der Begriffe innerhalb des lateinischen Sprachschazes bis zum Entstehen der romanischen Tochtersprachen behandeln müßte. Wir hegen die unmaßgebliche Ansicht, daß eine solche Begriffslehre nie geschrieben werden kann; denn es handelt sich hier nicht um formale Sprachgesetze, die man geradezu als Naturgesetze zu bezeichnen und auch festzustellen vermöchte, vielmehr sind diese Begriffswandlungen so verschiedenartiger Natur, hängen von durchwegs äußeren Einflüssen, als da sind: die Anschauungen, Sitten und Gebräuche eines Volkes, der zufällige Gebrauch in bestimmtem Sinne, welcher sich allmählich festigt, ab, so daß man von einem inneren Gesetze nicht sprechen kann. Wohl ließen sich ganze Bücher mit solchen Beispielen füllen, aber das Ergebniß wäre nur ein demonstratives: die eine Reihe von Beispielen ließe sich auf die Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, der staatlichen Einrichtungen, des gesetzlichen Gebrauchs, die andere auf den Verkehr der Stände und Volksklassen untereinander, die dritte vielleicht auf die Sprache der Schriftsteller und Dichter, eine weitere auf Zufälligkeiten u. s. f. zurückführen. Damit wäre aber natürlich eine gesetzmäßige Feststellung der Begriffswandlungen, eine systematische Begriffswandlungs- oder Vertheilungslehre noch keineswegs gegeben.

VII.

Die tschische Weltsprache.

Vor einiger Zeit zog ein tschischer Schneidergeselle durch die ihm stammverwandten Zeitungen. Er begann seine Wanderung in Konstantinopel — man weiß nicht, „woher er kam der Fahrt“ — und gelangte mit Hilfe seiner Sprache bis nach Nowaja Semlja, wo er vermuthlich ein Herrenbekleidungs-etablissement für Eisbären errichtete und noch lebt, wenn er nicht gestorben ist. Diese Geschichte ließt sich nicht nur wie ein Märchen, sondern sie ist auch wirklich eins. Denn es mag zugegeben werden, daß der Argonautenzug des tschischen Schneiders wirklich stattfand — sicher ist, daß ihm seine Sprache das Fortkommen nicht erleichterte. Der Bulgare, Serbe, Slowene, Pole, Russe, sie alle verstehen den Tschchen nicht, wenn er tschisch spricht, sowie sie sich ja auch untereinander nicht verstehen; darin sind die Dinge seit dem „Slawencongreß mit deutscher Verhandlungssprache“ nicht um ein Haar anders geworden, konnten auch gar nicht anders werden. Zwei Sprachen mögen miteinander noch so nahe ver-

wandt fein und sich in der Schrift noch so nahe rücken — in der Aussprache gehen sie weit auseinander.

Damit sollten sich die journalistischen Etymologen der Čechen zufrieden geben; mit den deutschen Sprachen ist es nicht viel besser. Der Bewohner des bairischen Hochgebirges wird den Dithmarschen nicht verstehen, und der Schlesier den Rheinländer nicht, wenn jeder von ihnen bei seiner Mundart bleibt. Zum Glück haben die deutschen Stämme alle eine gemeinsame Schriftsprache — eine Bezeichnung, die eigentlich ein Gegensatz im Verfaß ist und nichtsdestoweniger ihre volle Berechtigung hat. Denn das Deutsch, das die gebildeten Leute sprechen, ist ursprünglich nie gesprochen worden; es hat sich keineswegs organisch gebildet, sondern es ist gewissermaßen autoritativ entstanden. Es ist das Deutsch, welches in der kaiserlichen Kanzlei geschrieben wurde und zur Schriftsprache der fürstlichen Kanzleien, in weiterer Folge der Ämter, Pfarreien und Schulen wurde. Es ist eine Vermischung sämtlicher Mundarten, in welcher übrigens, wie leicht erklärlich, der österreichische Dialect den bedeutendsten Zusatz hergab, weil die römischen Kaiser als Erzherzoge von Oesterreich offenbar zumeist österreichische Beamte aufnahmen. Diese Kanzleisprache des fünfzehnten Jahrhunderts wurde zur Sprache Luther's und Goethe's; sie gewann derartig an Entwicklung und wurde durch die Dichter und Schriftsteller im Sprachgeiste derart ausgebildet, daß sie gegenwärtig wie ein naturnothwendiges Vereinigungsmittel fast aller deutschen Stämme angesehen werden muß.

In Oesterreich hat es auch in neuester Zeit nicht an

officiösen Versuchen gefehlt, die österreichischen Dichter specifisch zusammenzufassen und von den deutschen abzusondern; man hat durch Zeitschriften Versuche gemacht, die deutsch-österreichischen Dichter den böhmischen, serbischen und slowenischen nahezubringen. An der Hand der Geschichte unserer neuhochdeutschen Bildungssprache wäre nun ein bewährtes Mittel gegeben; man versuche dem österreichischen Amtsstyl mit seinen Besonderheiten — auf die ich im zweiten Capitel bereits hingewiesen habe — in ganz Oesterreich dieselbe Geltung zu verschaffen, welche die deutsche Kanzleisprache in ganz Deutschland erlangte; man bilde die österreichische Kanzleisprache, in welcher sich ja alle Sprachen unseres Heimathsstaates so gut vertragen, weiter aus, und man hat das schwierige staatsmännische Problem: die Forderung der deutschen Staatsprache, glücklich umgangen, indem man diese Forderung scheinbar erfüllt. Es sollte mich freuen, wenn mein Vorschlag die Beachtung der maßgebenden Kreise auf sich lenkt, ich möchte aber nichtsdestoweniger für die Deutschen in Oesterreich das Recht gewahrt wissen, einstweilen noch die Kanzleisprache des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in ihrer heutigen Ausbildung weiterzusprechen und zu schreiben.

Doch kehren wir zu unserem Schneidergesellen zurück. In welcher Sprache hat er sich denn fortgeholfen, wenn nicht in der böhmischen? Gerade so wie Jeder, der in ein fremdes Land mit einer ihm unverständlichen Sprache gelangt, sich forthelfen wird. Man horcht mit offenem Munde auf die unfassbaren Laute und wartet auf ein bekanntes Wort, an das man sich anklammern könnte.

Man benimmt sich gegenseitig wie jener deutsche Bauer, der die Behauptung aufstellte: „Es heißt nicht nur Brot, es ist auch Brot;“ jeder hält seine Sprache nicht etwa bloß für die verständlichste, sondern für die einzig verständliche, und wundert sich, daß sie von Fremden nicht verstanden wird. Daher die naive Bezeichnung der Deutschen in den slawischen Sprachen als „němci“ — Stumme. Schließlich bleibt uns nichts anderes übrig, als die fremde Bezeichnung dessen, was uns gerade am nötigsten ist, anzunehmen und selbst zu wiederholen. Als die Preußen im Jahre 1866 in Böhmen waren, beeilten sie sich, die notwendigsten Bezeichnungen zu erlernen, und so waren die ersten tschechischen Worte, die sie zu Stande brachten: „pivo“ (Bier), „hezka holka“ („hübsches Mädchen“) und „hubička“ (Ruß).

Mit demselben Wortschatz dürfte der Schneidergeselle seine Wanderung vollendet haben, nur daß er dieselben Worte im Bulgarischen, Serbischen, Ungarischen und Russischen jedesmal von Neuem erlernen mußte. Möglicherweise ist er auch bloß „mit dem Hut in der Hand“ gegangen, womit man bekanntlich durch das ganze Land, will sagen: durch jedes Land kommt, aber diese Hutsprache gehört nicht weiter in das Gebiet unserer linguistischen Blaubeereien.

Den Erfindern besagter Notiz war es offenbar nur darum zu thun, entweder einleuchtend zu machen, daß es nur eine einzige slawische Sprache mit mehrern Mundarten gebe und daß das Gebiet dieser slawischen Einheitsprache ein ungeheures sei, oder den Glauben zu erwecken, das Tschechische sei schon für sich allein eine Weltsprache und

werde vom Goldenen Horn bis ans Weiße Meer verstanden. Der erstere Fall erscheint aus dem Grunde unannehmbar, weil die Slawen keine gemeinsame Schrift- und Bildungssprache haben, ja sich sogar verschiedener Schriftzeichen bedienen; der zweite bedarf wohl keiner näheren Untersuchung. Es mag sein, daß in vielen Ländern sich hie und da ein Cech angesiedelt hat, ja im Staate Iowa der Vereinigten Staaten leben mehre Tausend Cechen, die sich in ihrer neuen Heimath ebenso rasch unbeliebt zu machen wußten, wie ihre Väter in der alten. Aber macht das eine Weltsprache aus? Zum Begriff einer Weltsprache gehören mehre Kennzeichen. Zunächst das, daß die Gebildeten aller Nationen sich bemühen, sich dieselbe anzueignen. Französisch, Englisch, Deutsch und Italienisch stehen hier in erster Reihe. Mit dem Deutschen haben sich die Völker recht spät befreunden lernen; nur die Engländer, trotz ihrer so strengen nationalen Abgeschlossenheit, haben dem Deutschen von jeher sogar ein tiefgehendes und von Verehrung durchdrungenes Studium gewidmet, wie beispielsweise Lewes' „Goethe“, Carlyle's „Schiller“, Times' „Lessing“ und Bulwer's Bezeichnung der Deutschen als „das Volk der Dichter und Denker“ beweisen. Als ein weiteres Kennzeichen dient die Zahl Derjenigen, welche eine Sprache als ihre Muttersprache sprechen. Hier reiht sich Deutsch bekanntlich gleich nach Englisch, worauf Russisch und Französisch folgen. — Wesentlich ist es ferner, daß eine Sprache gewissermaßen eine politische Selbständigkeit, eine diplomatische Vertretung besitzt. Auf allen Meeren weht die deutsche Flagge und in keinem Ort von einiger Bedeutung fehlt ein Consulat des deutschen

Reichs. Ferner kommt die geographische Vertheilung und damit zusammenhängend der Gebrauch einer Sprache als Verkehrssprache in Betracht und endlich ist es von nicht geringer Erheblichkeit, welche Beachtung wissenschaftliche Leistungen finden, die in dieser oder jener Sprache zuerst mitgetheilt werden.

bleiben wir bei unserem deutschen Beispiel, so ergibt sich zunächst, daß nahezu ganz Mittel-Europa ein ungetheiltes deutsches Sprachgebiet ist. Die Zahl und Bedeutung der Deutschen in Nordamerika, deren es gerade so viel gibt wie in Oesterreich, wird schon allein durch die großartige deutschamerikanische Presse genügend illustriert; in Südamerika, Südafrika und Australien sind die Deutschen so zahlreich, daß sie gleichfalls ihre eigenen Schulen und Zeitungen haben, und, um wieder nach Europa zurückzukehren: Paris, London, Barcelona, Rom haben starke deutsche Colonien; zahlreiche deutsche Colonisten — nicht erst jüngsten Datums — leben in der Dobrudscha und in Bosnien, in Südungarn und Siebenbürgen, in Tiflis und Odessa. Im ganzen slawischen Osten von Europa wie in Ungarn gibt es wenig Gebildete, die nicht deutsch verstanden — und so ist es doch vielleicht möglich gewesen, daß jener böhmische Schneidergeselle, von dem wir ausgingen, mit Hilfe seiner Sprachkenntnisse von Konstantinopel bis Archangel gekommen ist — aber dann hat er sicher deutsch gesprochen.

VIII.

Die Schönheiten der tschischen Sprache und die Schönheit der deutschen.

Neulich besuchte mich ein Freund aus Triest, ein Italiener von Geburt. Er war zum erstenmal in Prag, und ich kam meiner Pflicht nach, ihm die malerische Schönheit, sowie die geschichtlichen Denkwürdigkeiten unserer Stadt zu zeigen. Ich führte ihn über den Franzensstai und wollte ihn gerade über die baukünstlerische Bedeutung der Schlaf-Haube unterrichten, welche man dem unvollendeten Thurm des St. Veitsdomes aufgesetzt hat, als ich bemerkte, daß sein Blick in ganz entgegengesetzter Richtung gefesselt war. Seine Lippen bewegten sich, als suchten sie ein Wort zu formen, aber es blieb beim Versuch. Was haben Sie? fragte ich ihn. — Da! sagte er und wies mit dem Finger auf ein einfaches altes Haus, ihm zur Rechten. — Nun ja, das ist das „Papperlbad“, aber was finden Sie daran? — An dem Haus selbst nichts, aber sehen Sie doch, diese Tafel! — Wir traten näher. Ich begriff Alles. Da hing eine Tafel, und auf dieser Tafel war

mit leserlichen, aber unaussprechlichen Buchstaben das Wort aufgeschrieben: „Škvrňistovna.“

Es war auch mir unmöglich, dieses Wort über das Gehege meiner Zähne zu bringen; es heißt auf deutsch: „Fleckenputzerei.“ Ich bat den Italiener, er möchte doch deshalb nichts Schlimmes von Prag denken, denn bisher seien die deutschen Kinder noch nicht gezwungen, die Schulen der „Ustřední matice školská“ (des böhmischen „Schulvereins“) zu besuchen. Es sei zwar richtig, daß die Häufung der Mitlauter im Böhmischen und die große Beschränkung der Selbstlauter (das soll beileibe keine politisch-satyrische Anspielung sein!) die Sprache zu einer schwierigen und harten, ja zur härtesten unter allen slavischen Sprachen machen, dafür rühme sich die böhmische Sprache mancher Ähnlichkeit mit der italienischen.

Diavolo! rief der Italiener.

So zunächst in der offenen Aussprache der Selbstlaute, welche den deutschredenden Čechen sofort verräth. So in der Fähigkeit, die Diminutivformen in's Unendliche zu verkleinern. Sie riefen vorhin: Diavolo! Ein kleiner Teufel heißt diavoletto, ein noch kleinerer diavolettino u. s. f. Ganz ähnlich im Böhmischen. Čert heißt der ausgewachsene Teufel, čertík ist die erste Diminutivform, čertíček ist schon viel kleiner, und wenn Sie die Sylbe ic wiederholen (also čertíček), so lange als Ihr Athem reicht, so können Sie den Teufel bis zur Unschädlichkeit verkleinern.

„Aber das hat doch sehr wenig mit dem Charakter der Sprache zu thun! Das Ohrenfälligste ist die Häufung der Consonanten, und diese ist dem Italiener ganz un-

faßbar. Wir können überhaupt nicht mehr als zwei Consonanten nacheinander aussprechen (allerdings l und r als Halbconsonanten nicht gezählt); wir sprechen nicht: Instinct, sondern istinto, nicht Construction, sondern costruzione; ja wir schieben, wo wir einen Consonanten nicht herauswerfen können, ein i ein: also statt non scrivo sagen wir: non iscrivo, statt per strada: per istrada.“

Da werden sie von den Chinesen und den Dtahitern noch übertrumpft, sagte ich. Die Dtahiter konnten zur Zeit der ersten Cook'schen Reise um die Welt die meisten Namen der Engländer trotz aller Anstrengungen, die sie machten, entweder gar nicht oder doch nur sonderbar verstümmelt und umgebildet über die Zunge bringen. Aus Cook machten sie Tuti, aus Hicks—Hiti; aus Gore—Toaoro; aus Solander—Torano; aus Banks—Tapane. Der Chinese kann nicht einmal zwei Consonanten aufeinander aussprechen, ja er braucht für jeden Consonanten gleich einen stützenden Vocal; so wird Christus im Chinesischen ausgesprochen: Chi-li-si-tu-si, wobei zu bemerken ist, daß die Chinesen, gleich unseren Kindern, l statt r sagen. Halten Sie das aber für einen besonderen Vorzug? So wenig die allzu große Häufung der Consonanten ein Vorzug ist, weil sie für Zunge und Ohr gleich schwierig ist, so wenig läßt sich das Gegentheil hievon rühmen. Den richtigen Mittelweg schlägt die deutsche Sprache ein. Wenn sie Consonanten häuft, so geht sie darin bloß so weit, ihre männliche Kraft zu bewähren, nicht aber die Kunst des Gauflers, der mit Hundertpfündern herumwirft; sie kann jedoch auch weich sein, ohne weichlich zu werden.

„Also darauf“ — rief der Italiener — „läuft unser Gespräch hinaus, auf ein Lob der deutschen Sprache!“

Ja. Warum soll ich's nicht gestehen? Weiß doch Niemand die Sprachen der Völker so zu würdigen und gegeneinander abzuwägen, wie wir Deutschen. Wir sind noch immer die Kosmopoliten unter den Völkern, die Fremden sind uns ein Studium. Brauche ich Ihnen zu sagen, wie gern wir bei anderen Völkern zu Gäste gehen, und wie viel lieber wir sie selbst bei uns empfangen! Die schöne Literatur aller Völker ist unser Eigenthum. Wer zählt die deutsche Shakespeare-Literatur? Wie viel ist über Euren Dante geschrieben, wie oft ist er übersetzt worden! Doch das Alles wäre ja kein Beweis für die Sprache; aber wir dürfen ein wenig Anerkennung unserer Unparteilichkeit fordern. Nun, der Deutsche allein besitzt die natürliche Mundstellung. Wie der Unterricht auf dem Clavier, der Violine u. s. w. damit beginnt, daß der Schüler die richtige Handstellung lernt, und wie von der richtigen Handstellung Geläufigkeit und Anschlag, beziehungsweise Bogenstrich abhängen, so ist eine reine, natürliche Sprache, in welcher jeder Laut zu seinem Recht gelangt, nicht zu viel aber auch nicht zu wenig erhält, von der richtigen natürlichen Mundstellung bedingt. Dem Franzosen bleiben sozusagen alle Wörter am Gaumen kleben, der Italiener schiebt sie mit der Zunge zwischen die Zähne oder er läßt sie breit auf der Zunge ruhen; der Engländer spreizt den Unterkiefer vor, woher insbesondere die seltsame Aussprache seines *ao*, *s*, *sh*, *th* und *w* herrührt. Der Unterricht in jeder Sprache sollte demnach mit dem Unterricht in der nöthigen Mundstellung beginnen; diese wäre die einzig

richtige Offenbarung der Aussprache. Aus dieser Mundstellung ergibt sich auch der — wenn wir von den Griechen absehen — beispiellose Reichthum der deutschen Sprache an Doppellautern und die Mannigfaltigkeit in der Aussprache der Selbstlauter, was uns die Häufung von Consonanten viel eher gestattet und ermöglicht, als eben z. B. der öchischen Sprache. Herder, derselbe, der die „Stimmen der Völker“ gesammelt und so den Grundstein zu unserer „Weltliteratur“ gelegt hat, sagt: „Dünkt mich recht, so stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte; so daß wir nicht wie die farmatischen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiserm Tone dämmern, noch wie unsere sybaritischen Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen, noch wie die Briten mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend, nicht aber rauh und unaussprechlich; tapfer, wie das Volk, das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich; nicht unwirthbar gegen Fremde, aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen.“

Der Italiener, der aufmerksam zugehört hatte, war nachdenklich geworden. „Kommen Sie,“ sagte er nach einer Weile, „ich mag heute nicht mehr da hinauf; plaudern wir noch eine Weile von der Sprache. Ist sie nicht das älteste, ehrwürdigste und großartigste Monument jedes Volkes? Liegt nicht in ihr die ganze Geschichte, der Geist und das Gemüth ihres Volkes? Ist es nicht erhebend, in den weiten offenen lustigen Hallen, in den hohen Wölbungen oder in den traulichen Wohnräumen des Sprachgebäudes sich zu ergehen?“

Wir waren wieder zu Hause angelangt, und ich nahm meinen Börne zur Hand. „Hören Sie,“ sagte ich, „wie Börne, der Semit, spricht, der Mann, der in Frankreich leben mußte, weil er sein deutsches Vaterland zu sehr liebte, und der das Französische so gut schrieb, wie das Deutsche. „Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen? Welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so milb, wie unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin in allen Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosennde Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwagt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpfet und jauchzt, und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — Alles, Alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden.“

Hier schwieg ich und blickte von meinem Buche auf. Ich selbst, wiewohl ich schon oft und oft vorher diesen Hymnus auf die deutsche Sprache gelesen hatte, fühlte

mich von diesem Muster- und Meisterstück aufs Neue ergriffen und gerührt. Das ist die Sprache, mußte ich bei mir denken, für deren Existenz wir hier so mühsam kämpfen müssen! Das ist die Sprache, die aus ihren alten Gebieten zurückgedrängt werden soll! Ich glaube, der Italiener verstand mein Schweigen und errieth meine Gedanken.

IX.

Čechisch-deutsche Poesie.

Eine Bemerkung, welche vor Kurzem die „Bohemia“ über die deutsche Sprache der „Politik“ machte, hat die Empfindlichkeit dieses altčechischen Organs stark berührt. Die „Politik“ hat schon einmal den „Linguistischen Blaudereien“ etwas am Zeug zu flicken gesucht und hat sich gegen unsere Bemerkungen über das „Prager Deutsch“ aufgelehnt, dessen sie eben einzig und allein mächtig ist. Die „Linguistischen Blaudereien“ wollten ihr die Lebensader unterbinden, denn was bleibt der „Politik“, wenn man ihr das „Prager Deutsch“ nimmt? Die „Česká Politika“. — Letzthin nun erklärte die „Politik“ gar stolz und doch zugleich bescheiden, ihre Kenntniß der deutschen Sprache genüge ihr, um das čechische Volk ganz allein gegen die ganze deutsche Nation ruhmreich zu vertheidigen. Das war wenigstens der Inhalt ihrer Erklärung.

Es ist ja so weit ganz nett von dem genannten altčechischen Blatt, daß es, den Arm der jungčechischen „Národní Listy“ verschmähenb, das deutsche Volk in die

Schranken fordert. Wenn nur das deutsche Volk von dem Dasein der „Politik“ auch eine Ahnung hätte! Das altöechische Organ muß sich sonach mit jenem kleinen Theil des deutschen Volkes als Gegner begnügen, der das Glück hat, landesbrüderlich mit ihm vereint zu sein. Dieser Theil fühlt sich denn auch von der Gegnerschaft der das öechische Volk in deutscher Sprache vertretenden „Politik“ ganz gehörig getroffen. Denn nicht nur daß die „Politik“ das Gebiet der deutschen Sprache in Böhmen immer mehr einengen möchte, sie führt auch einen beständigen Kampf gegen die deutsche Sprache, in welchem leider jedesmal die „Politik“ siegt, die deutsche Sprache dagegen elendiglich behandelt wird. Indessen geht speciell dieser Kampf meine verehrten Collegen über dem Strich, beziehungsweise von der ersten Seite etwas an, und sie bedürfen durchaus nicht meines Beistandes. Für meine heiteren Betrachtungen bietet die „Politik“ ganz anderen Stoff, das ist ihre Poesie.

Wenn man so bescheiden ist, einzuräumen, daß man zwar nicht genug deutsch kann, aber doch genug, um das deutsche Volk zu bekämpfen, so sollte man wenigstens keine Seitensprünge auf ein Gebiet versuchen, welches ja nicht einmal jedem Sprachkundigen zu betreten gestattet ist. Aber — Krieg bis auf's Messer! lautet die Losung der „Politik“, das heißt Krieg auf allen Gebieten, auch auf dem der Poesie. Namentlich in der letzten Zeit sind die poetischen Beiträge der „Politik“ reichlicher geflossen. Zunächst hat sich gar ein Tendenzpoet vernehmen lassen, angeblich ein Deutscher, „dessen Namen mit Recht in Böhmen einen guten Klang hat“, wie die Empfehlung

der „Politik“ lautet. Schon die Einleitung seines Gedichtes verspricht eine hervorragende Leistung:

„Vom Molbau- bis zum Reissestrand
Wogt der polit'sche Kampf im Land.“

Dann scandirt er im Tone des Bedauerns weiter:

„Nur wer die Leidenschaft ansacht,
Dem wird ein brausend Hock gebracht.“

Nachdem er erklärt hat, daß das Čechenvolk im Recht ist, betheuert der Tendenzpoet der „Politik“:

„Ich bleibe deutsch bis zu dem Tod,
Ich bleibe deutsch in jeder Noth.“

Wollte man auf's Herz schauen und nicht auf die Verse, so wäre der vorliegende „bis zu dem Tode deutsche“ Tendenzdichter literarisch ebenso „zu dem Tod“ zu verurtheilen, wie man blos die „äußere Form seiner schriftlichen Arbeiten“ zu classiren hätte. Der deutsche Lumir dichtet weiter:

„Die Lüge soll mich nicht bethör'n,
Mir nicht mein Rechtsbewußtsein stör'n.“

Das läßt sich hör'n! Wir wollen auch weiter kein Wort über diesen Mann, der ein so entwickeltes Rechtsbewußtsein hat, verlier'n. — Ein andrer Dichter hat das Wort, ein Uebersetzer. Zur „Enthüllungsfeier des Denkmals der Erfinder des „Rachadlo“ (einer Pflugschar, die, wie der Dichter behauptet, über die ganze Welt verbreitet ist) der Geschwisterkinder Teverka in Pardubitz hat ein Herr Zahn einen Prolog geschrieben, welchen die „Politik“ im Kampfe gegen das Deutschthum angeblich in's Deutsche übersezt mittheilt. Der Prolog selbst ist eine freie Nach-

Bildung von Schiller's „Theilung der Erde“, mit der poetischen Verbesserung, daß, nachdem der Herr Alles vertheilt und nachdem Jeder sich eingerichtet, nicht der Poet, sondern der Bauer als Letzter kommt, obzwar er, wenn man Schiller glauben darf, der Erste war, der nach des Aders Früchten griff. Der Prolog beginnt:

„Gott schuf die Welt, und daß in Freuden leben
Die Wesen drauß, das war sein größtes Streben.“

Die Welt wird also vertheilt und der zurückgebliebene böhmische Bauer von Gott auf eine recht unklare Weise getröstet; item, es heißt dann:

„Und unser Bauer folgte Gottes Wort,
's ererbte Feld bebaut er fort und fort.“

's ererbte Feld! Das soll mal Einer als Vers lesen und ein Deutscher sein. Daß der Uebersetzer der „Politik“ das Wort „Rubin“ als Trochäus gebraucht („Ein blut'ger Tropfen, wie der Rubin glüht“), muß man seiner deutschen Aussprache zugute halten; daß er auf „gekleidet“ „deutet“ reimt — ja, sagt die „Politik“, es ist ja nicht seine Muttersprache!

Ein dritter Dichter der „Politik“ hat das Gebiet der Ballade betreten und leistet einen schauerlichen „Ritter Dalibor“. Der Dichter erzählt von der Geige Dalibor's:

„Sein Entzücken einst als Knabe,
Und sein Trost im Sklavenjoch,
Ist sie jetzt auch, hart am Grabe,
Seine letzte Freundin noch.“

Dalibor spricht in Tönen aus, „was die Brust bezwang zu stöhnen!“ „Plötzlich schreckt er auf im

Schlummer“ — was ist geschehen? Eine Saite ist gesprungen. Wieso? „Die falsche ist gesprungen, Müßig, ohne Bogenstreich!“ In jeder Strophe ein Flickwort, das den Stümper zu erkennen gibt; ein „doch“, „auch“, „nur“ u. s. w. Einmal heißt es: „Ihn doch schützen gute Geister“, dann: „Plötzlich doch steht er gebannt“, „Raum nur Tage sind verronnen“. Poetisch verklärend lautet der Schluß:

„Am Grabschcin im Böhmerlande
In der schönen Hauptstadt Prag,
Ragt ein Thurm am Moldaustrande,
Ragt noch bis zum heutgen Tag.

Daliborka heißt noch heute
Diese Zwingburg allgemein,
Und noch nächtlich hören Leute
Geigenspiel bei Mondenschein.“

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen muß es uns eigentlich Wunder nehmen, daß die „Národní Listy“ der „Politik“ bisher noch nicht „Pfleger der deutschen Literatur“ vorgeworfen haben; eine Unterlassung, welche darin ihre Erklärung zu haben scheint, daß die „Národní Listy“, welche schon die bloße Kenntniß der deutschen Sprache verrufen, Referate — über das Gastspiel der Meininger brachten. Dies ist gewiß erstaunlich, aber es kommt noch besser. Während die „Politik“ deutsche Poesie pflegt und doch eingesteht oder nicht leugnet, daß sie nur „Prager Deutsch“ kann, pflegen die „Národní Listy“ — die deutsche Sprache. Das Theaterreferat des jungböhmschen Blattes über die Wallenstein-Aufführung der Meininger verstieg sich dazu, den Meininger über die Aussprache

n zu geben. „Für einen Nichtdeutschen“ — so
i der jungböhmische Kritikus — „wird der deutsche
er-Jargon immer unleidlicher. Die Verdampfung
ocale und das gepreßte Ausstoßen der Consonanten,
: sich die „höhere“ deutsche theatralische Declamation
t, ist wahrhaft unerträglich.“ Das Ohr des Sprach-
rs ist offenbar auch durch das „Prager Deutsch“
ihnt, welches die offene Aussprache der Vocale dem
hen verdankt. Weil er aber ein echter Jungböhme,
ein liberaler Antisemit ist, so folgert er: „Diese und
he Schönheiten sind der ‚Verjudung des deutschen
ers‘ zuzuschreiben.“ Du lieber Himmel! Also daß
Reininger nicht böhmisch-deutsch sprechen — daran sind
wieder nur die Juden schuld!



X.

Noch einmal das Mäuscheln.

Meine Bemerkungen über das Mäuscheln, als ich sie vor einiger Zeit veröffentlichte, haben nicht verfehlt, in betheiligten Kreisen ein gewisses Aufsehen hervorzurufen. Es entstanden sogar ziemlich lebhafte Debatten, in denen für und wider mich gestritten wurde; jeder der Streitenden glaubte, den echten Ring (des Mäuschelns) zu besitzen, jeder behauptete, er allein könne sich des reinen Mäuschelns rühmen. Zum Glück erklärte ich gleich damals, daß meine Bemerkungen durchaus nicht auf einen autoritären Charakter Anspruch machen wollen, wenngleich ich Alles, was ich niederschrieb, thatsächlich oft und oft gehört habe. Aber welche Sprache und welcher Dialect können von sich behaupten, daß sie so geschrieben werden, wie man sie ausspricht? Ich brauche wohl nicht erst auf das Englische, Französische, Italienische hinzuweisen. Ist es doch sogar mit der neuhochdeutschen Schriftsprache nicht besser bestellt! Wem sind nicht aus Goethe die Stellen bekannt, wo er „steigen“ und „reichen“, „neige“ und „Schmerzenreiche“ reimt? Er hat g geschrieben, aber ch

gesprochen, wie anderwärts das *g* wie *j* ausgesprochen wird. Ebenso ist es mit *sp*, *st*, das nur im Gebiete des Plattdeutschen, vom Volk wie von den Gebildeten, scharf ausgesprochen wird, während die überwiegende Mehrzahl der Deutschen *spp* und *sst* spricht. Allerdings wird diese vom Plattdeutschen beeinflusste Aussprache als eine Abweichung angesehen, und im Hoftheater zu Hannover wird von den Schauspielern *spp* und *sst* gesprochen, während die Zuschauer allesamt nur *st*-sprechen oder *st*-till sind.

Sowie kein Mensch dem anderen gleicht, so spricht und hört jeder Mensch anders; in allen Aeußerungen des Lebens und der Kunst gibt sich neben dem allgemein Verständlichen und allgemein Ausdrückbaren bei jedem Menschen seine eigene Besonderheit kund, welche uns auch das eigentliche Kennzeichen seines Werthes ist. So haben wir nur einen schwachen Begriff von der Wirkung einer großen Rede; wir wissen uns oft nicht zu erklären, warum hinter diesem oder jenem Satz das Wort „Heiterkeit“ oder „Bewegung“ eingeklammert erscheint; kurz, die Schrift ist eben nur ein Mittel, durch welches, wie schon die sprachliche Logik darthut, der unmittelbare Eindruck der Rede verloren geht, beziehungsweise nicht wiederzugeben ist.

Worauf beruhen denn unsere orthographischen Streitigkeiten? Wieso gibt es auch in Deutschland eine „fonetische“ Rechtschreibung? Unsere Doppellauter *ei*, *äu* und *eu* werden gewiß anders ausgesprochen, als wir sie schreiben; *t* am Ende eines Wortes vertilgt ein nachfolgendes *d*. So sprechen wir „bist du“ aus wie „bistu“, und nicht nur die heutigen „Fonetiker“ und Stenographen

schreiben so — auch in der mittelhochdeutschen Schrift ist diese Zusammenziehung ersichtlich.

Bekanntlich herrscht auch unter den Dialectschriftstellern die größte Verschiedenheit. Zwischen Reuter und Klaus Groth, den beiden Herren der plattdeutschen Dichtung, hat lange Zeit wegen der Verschiedenheiten in ihrer Schrift ein ziemlich heftiger Zwist bestanden. Sie haben wohl Beide Recht gehabt, und so haben auch Jene — ohne daß ich etwa nach den Lorbeeren eines Mauschel-Reuter oder Mauschel-Groth strebte — Recht, welche die Mauschelsprache anders schreiben als ich. Jene jedoch, die mich nicht bestreiten, haben mir neue Beispiele an die Hand gegeben. Ich hatte und habe nicht die Absicht, Erschöpfendes zu bieten, sondern immer nur Beispiele. So gebe ich zu, daß die Juden in Raudniß, Kolin und Lador manche Unterschiede in ihrer Sprache aufweisen, daß die polnischen Juden, wiewohl gerade sie vielleicht am meisten alte deutsche Worte bewahrt haben, noch umfangreichere Veränderungen vornehmen, und daß das „Deutsch“ der russischen Juden geradezu unverständlich ist, weil sie mehr hebräische und slawische Worte einmengen, als ihre übrigen Stammesgenossen; aber die Mauschelsprache, von der ich sprach, ist doch so ziemlich allen deutschen Juden geläufig oder wenigstens bekannt und könnte in gewisser Analogie mit „Neuhochmauschel“ bezeichnet werden.

Von den deutschen „Ueberbleibseln“ verdient entschieden das Wort „Knappizen“, welches unserer Schrift- und Bildungssprache verloren gegangen ist, eine Erwähnung. Knappizen ist das mittelhochdeutsche chnapizon;

in mehren deutschen Dialecten hat es sich noch jetzt als „naßzen“ oder „nahzen“ erhalten, nirgends aber so rein und unverändert, wie eben in der Mauschelsprache. Es bedeutet: halbschlummern, hindämmern. Dilettanten in der Etymologie, denen das mittelhochdeutsche Wort unbekannt war, versuchten es aus dem Cechischen herzuleiten; es heiße so viel als na peci = auf dem Ofen liegen, ruhen. Andere wieder meinen, es stamme von dem Kanapee her, auf welchem man sich dem Halbschlummer hinzugeben pflege, also: kanapee-izen. Diese letztere Ansicht stützte sich allerdings auch auf eine Eigenthümlichkeit der Mauschelsprache, nämlich auf die Bildung von Zeitwörtern auf izen, welche einen Zustand oder ein Thun bedeuten. „Es dumpizt“ heißt: „es hat einen dumpfen Geruch, einen Modergeruch“; „gadzizen“ heißt „gadzern“, wird aber nicht von der Henne, sondern von einem langsam redenden, stotternden Menschen gebraucht. — „Eppes“ (eppis) für „etwas“, erinnert an deutsche Dialect-Ausdrücke. „Eppes“ wird übrigens in der Bedeutung „irgend“ mit nachfolgendem unbestimmten Artikel gebraucht. So sagt man: „eppes rares“ (etwas rares), aber: „eppes e Beamter“ (irgend ein Beamter).

Die Beispiele für Wortentlehnungen aus dem Lateinischen sind sehr zahlreich. Zu denen, die ich schon angeführt habe, seien noch hinzugefügt: „oren“ für orare = beten, und „benschen“ für benedicere = segnen, den Segensspruch sagen, wobei es merkwürdig ist, daß gerade zwei so wichtige, specifische Begriffe ihre Bezeichnungen nicht aus dem Hebräischen, sondern aus dem Lateinischen, und zwar offenbar aus dem Kirchenlatein erhalten haben.

Sehr gebräuchlich ist „chappen“ = haschen, von dem lateinischen capere, welches übrigens auch im Niederdeutschen (happen) vorkommt.

Französische Ausdrücke sind „passletam“ und „zanzones“. Das erstere ist aus „passer le temps“ zusammengezogen, und wird auch in der Bedeutung von „Zeitvertreib“ substantivisch gebraucht. Das zweite bedarf der linguistischen Lupe, unter welcher es als „sans soins“ hervorkommt; doch ist auch die Ansicht, daß es aus „sans façons“ gebildet ist, nicht ohne innere und äußere Berechtigung. „Ich bin gepawel“ heißt: „ich bin capabel“.

Zuweilen ist dem Mäuschler die Häufung von Consonanten, insbesondere wenn sie durch Zusammenstoßen von Aus- und Anlaut zweier Wörter entsteht, unbequem. Wie sich der Italiener in einem solchen Falle durch das Einschieben eines *i* hilft — wovon wir schon sprachen — so wird im Mäuscheln ein *e* eingeschoben. Also: „Dos is *e* soi“ (für: das ist so), „leg dich *e* nider“ (für: leg dich nieder), „mach *e* weg“ (für: nimm oder geh weg). Auch den Hiatus vermeidet der Mäuschler durch Einschubung eines *n*. Er sagt: „Häpt *e-u=Dchä!*“ (für: heißt ein Dchä!) oder: „Häpt *e=n-Umtham!*“ Das Wort „Umtham“ bzw. „Untham“ kommt in der Mäuschelsprache so oft vor, daß es eine Erklärung verdient. „Tham“ ist das, wenn ich nicht irre, aus dem Hebräischen stammende Grundwort, von welchem dann „betham“, „Untham“ und „unbetham“ gebildet werden. „Tham“ läßt sich ebenfowenig mit einem Wort wiedergeben, wie das französische „esprit“; in dem Wort liegt etwas von Anmuth, Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit. Dieses Wort wird

sowohl als Abstractum, wie auch personificirend gebraucht. Die Negation „Untham“ hat übrigens auch dem Sinne nach merkwürdige Aehnlichkeit mit „Ungethüm“.

Es erübrigt noch etwas über die Aussprache des *i* zu sagen. Bei „christlichen“ Schriftstellern, wenn sie auf Juden zu sprechen kommen, findet man zuweilen das Wort „iach“ für „ich“. „Jauchel“ — offenbar von „iach“ gebildet — ist sogar der insbesondere unter der öechischen Straßenjugend beliebte Spott-Ausdruck für das anderwärts beliebte „Mauschel“. Aber so wenig es jemals einem Juden einfällt, bei dem „Gott seiner Väter“ oder dem „Gott Abrahams“ zu schwören und zu betheuern, so wenig sagt er jemals „iach“. Das lange *i* läßt er unverändert, aber das kurze *i* verwandelt er in einen Vocal, der sich kaum aufschreiben läßt, in ein Mittelbing zwischen *e* und *o*. Es ist daher keine Verwechselung der Fälle, wie bei dem „mir“ und „mich“ des Berliner^s, wenn der Mauscherler statt: „Geh in die Schule“ sagt: „Geh in der Schule“. Dies ist schon daraus ersichtlich, daß nie der umgekehrte Fall eintritt und er z. B. statt: „er ist in der Schule“ nie sagt: „er ist in die Schule“. Offenbar ist es also nur die Aussprache des *i*, welche bei dem Artikel „die“ so besonders charakteristisch hervortritt; und so kennen auch die Ladenmädchen und die Commis bestimmter Prager Gegenden ganz gewiß den richtigen Fall, wenn sie gleich die populäre Arie aus dem „Bettelstudenten“ ganz verzücht in dem nur scheinbar falschen Fall singen: „Ach, ich hab’ sie ja nur auf der Schulter geküßt!“

XI.

Deutsche und tschische Reime.

Es wurde einmal ein Blatt gegründet, welches das Motto in die Welt rief: „Politik verdirbt den Charakter“. Nachgerade stellte sich jedoch für das Blatt, welches nichts dazu beitragen wollte, den Charakter seiner Leser zu verderben, die Nothwendigkeit heraus, wenigstens auf seinem Umschlag die politischen Nachrichten des Tages mitzutheilen, wodurch bereits der Charakter des Blattes selbst verdorben war. In weiterer Folge mußte denn auch das Motto geändert werden, und so lautet es jetzt: „Partei-Politik verdirbt den Charakter“. Das heißt so viel wie: Der Kannegießer hat Recht. Er sitzt mit seinen Genossen auf der Bierbank, wechselt mit ihnen von heute auf morgen in liberaler und konservativer oder rückschrittlicher Gesinnung ab, verächtet heute das, was er morgen bekämpft, und läßt schließlich seine politischen Anschauungen in der gutächtlichen Aeußerung gipfeln: „Das Bier ist heute miserabel“ — oder: „Das Bier ist heute sehr süßig, Franz, noch einen halben!“

Diese Einleitung hat mit den linguistischen Plaudereien insofern etwas zu thun, als ich jüngst eine Andeutung erhielt, ich sei zu politisch, und sei gallig, statt amüſant zu ſein. Leider kann ich gegen dieſen Vorwurf nicht das Geringſte einwenden. Es beſchäftige ſich heute einer mit Politik, ohne gallig zu werden, es verſuche einer, ſich mit unſerer gegenwärtigen Politik zu amüſiren! Nicht den Charakter verdirbt die Politik, ſondern die Laune, und ſo will ich mich denn heute, der erhaltenen Mahnung eingedenk, mit etwas ganz Unſchuldigem, wenn auch vielleicht nicht ganz Amüſantem, nämlich mit der Lyrik beſchäftigen. Jeder Lyriker, der dieſe Zeilen liest — ich ſchätze die Zahl der deutſchen Lyriker in Böhmen auf 6768, bin aber gern bereit, mich berichtigen zu laſſen und eine noch höhere Ziffer anzunehmen — wird dieſe Zeilen mit Vergnügen leſen.

Wie nämlich der Vorwurf, daß der Politiker einen verdorbenen Charakter hat, ein ungerechtfertigter iſt, ſo iſt der Vorwurf oberflächlich, den man den Lyrikern macht, daß ſie nichts anderes können, als Herz auf Schmerz zu reimen. Ja, es iſt wahr, ſie reimen ſo — aber es ſoll einmal einer verſuchen, ein Lyriker zu ſein und nicht Herz auf Schmerz zu reimen! Goethe macht einmal zu Edermann die Bemerkung, daß ſich die Leute ſchon gar nicht mehr zählen laſſen, welche leidliche Verſe zu Stande bringen. Heute iſt dieſes Verhältniß ſo ſchlimm geworden, daß ſich die Leute ſehr leicht zählen laſſen, die — eine leidliche Proſa ſchreiben. Durch die Populariſirung unſerer Poeſie, durch die Verallgemeinerung des Reimvermögens iſt aber allerdings das Geſchäft des Lyrikers ein ſehr

schwieriges geworden. Er darf nämlich die bereits von irgend einem Dichter gebrauchten Reime nicht mehr verwenden. Herz und Schmerz — was noch zu Goethe's und Heine's Zeiten einen guten Klang hatte, gilt jetzt nicht mehr, man muß noch nicht Dagewesenes bringen. Unsere Modernsten, wie Baumbach und Wolff, haben sich ganz gehörig angestrengt und es ist ihnen auch gelungen, manchen neuen Reim zu entdecken, weil sie in die tiefen Schächte der deutschen Sprache eingefahren sind. Mehr noch leisten unsere humoristischen Dichter in den „Fliegenden“, im „Kladderadatsch“ und „Ulk“, welche auf die seltensten Wortverbindungen richtige Reime finden: sie sind die Avantgarde des lyrischen Fußvolks, das dann ernsthaft die Pfade geht, welche von den Humoristen zuerst heiter umschwärmt worden sind. Goethe im „west-östlichen Divan“, Rückert und Daumer haben nicht wenig gethan, um die Reimfähigkeit der deutschen Sprache zu erhöhen; das ganze große Heer unserer besten Uebersetzer, wahrer Sprachenpioniere, hat der deutschen Sprache die schwierigsten Wendungen abzurufen gewußt, die wunderbarsten Reime entlockt, ohne dem Original untreu zu werden.

Und diese Uebersetzer haben es sich nicht gar zu leicht gemacht. Der deutsche Reim verlangt nicht bloß Reime der Conjugations- und Declinationsendungen, sondern auch zugleich und vor Allem den Reim der Stammsilbe. Man kann nicht „Ewigkeit“ auf „Herrlichkeit“ reimen, nicht „gegeben“ auf „genommen“, wie dies in der tschechischen Poetik — hier soll gar keine politisch-nationale Anspielung vermuthet werden, es wird nur ein naheliegender

Vergleich gezogen — gestattet ist. Die dachische Dichter scandiren schon ganz merkwürdig; sie machen ihre Hexameter nach classischem Muster, indem sie die Betonung der Positionslänge unterordnen; da jedoch der Hexameter kein vollstümlich-slavisches Versmaß ist, so ist es nicht möglich, dachische Hexameter im Anhören zu verstehen. Beim Reim wieder gestatten sie sich die Freiheit, bloße Flexionsendungen auf einander zu reimen, wie z. B.: krápěje und náděje, nélhala und nápsala, dólíny und róviny, chádosti und mílosti, dómecěk und hróbecěk, oder (ich wähle durchwegs reelle Beispiele aus Gedichten von Jablonský, Vinarický u. A.) sie reimen sogar lange auf kurze Endsilben, wie býti und strásiti, nelíný und šúpiny, stókrát und ódebrat.

Die Riesenarbeit, welche in der Poetik an der deutschen Sprache vollzogen wurde, ist um so wunderbarer, wenn man bedenkt, daß die deutsche Sprache den auslautenden Reim ursprünglich nicht gekannt hat, sondern bloß alliterirte. Nur zwei große Dichter der Neuzeit haben es versucht, die Alliteration wieder aufzunehmen: Richard Wagner, dessen Stabreim jedoch der Musik zum Opfer fällt, und Wilhelm Jordan in seinen Nibelungen-Epen. Allein so groß ist die Macht des fremden Reimklangs geworden, daß die genannten Dichter den vollstümlichen, ursprünglichen Stabreim nicht mehr wieder vollstümlich zu machen im Stande waren. Nur da, wo er in der Sprache vorgebildet ist, hat er sich in einzelnen Redewendungen erhalten. Mann und Maus, Haus und Hof, Küche und Keller, Kind und Regel, Wind und Wetter, Nacht und Rebel, Roß und Reiter, kreuz und quer, dick

und dünn, fingen und sagen, und unzählige andere Wendungen fügt man mit ebenso großer Vorliebe als Leichtigkeit zusammen. Gelingt einmal einem Dichter eine solche Alliteration, so klingt sie uns fast wie ein Naturlaut; ich erwähne beispielsweise Schiller's „Donner und Doria!“

So läuft die Alliteration nur noch nebenher und hält dem Reim die Steigbügel. Und nun hat sich wieder der Reim so eingebürgert, daß es auch bei ihm erscheint, als habe ihn die Sprache vorgebildet. Zu Herz gehört selbstverständlich Schmerz und Scherz, zu Brust Luft, zu Luft Duft, zu blühen glühen, zu Rosen kosen, zu Nacht Wacht und Nacht u. s. w. Wie soll sich da wirklich ein Lyriker anders behelfen? Kann er auf das Herz, auf die Brust, auf die Rosen und ihre entsprechenden Reime Verzicht leisten? Nein, er nimmt, was ihm die Sprache gibt, und hat nur die Aufgabe, für eine geschmackvolle Ausfüllung der Lücken zu sorgen. Wird doch sogar von Schiller erzählt, er habe sich die Reime seiner Stanzas zuerst mit Kreide auf die Stubenthür geschrieben und dann die „Fülle“ gebichtet. Wer merkt das seinen Gedichten an? Und wer wird ihm daraus einen Vorwurf machen? Fahrt also wohlgemuth fort, ihr Lyriker, die stehenden Reime immer auf's Neue auszufüllen, es ist nicht immer schön, aber es ist auch keine Schande.

XII.

Werden und Wandern der Wörter.

„Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ Dieser Ausspruch Goethe's hat etwas Entmuthigendes für Jeden, der den Spuren seiner Sprache nachgehen, der stromaufwärts fahren und den Strom in seinen Quellen und in dem Gebiete erkennen will, dem die Quellen entspringen. Man braucht auch nur einen der Riesenbände des Grimm'schen Wörterbuchs, an dessen Vollendung nun schon seit nahezu vierzig Jahren die bedeutendsten Gelehrten arbeiten, zur Hand zu nehmen, um einzusehen, nicht etwa daß der Deutsche gelehrt ist, wenn er sein Deutsch versteht, sondern: daß kein Deutscher so gelehrt ist, daß er sein Deutsch vollkommen verstünde. Dennoch wird es Jedem, der seine Sprache als die Trägerin des menschlichen Geistes und der nationalen Bildung liebt und hochhält, zur Pflicht, sie wenigstens von der ihm nächsten Seite kennen zu lernen, sie zu fragen, wie und warum sie die Gegenstände des täglichen Lebens so und nicht anders benennt, wie sie bei der Bezeichnung der

Begriffe, die wir zunächst bilden, thätig war, welchen Einfluß sie bei den Benennungen im privaten und öffentlichen Leben und Verkehr genommen hat.

Vor mir liegt ein kleines, kürzlich erschienenenes Buch von Franz Harder: „Etymologische Plaudereien über das Werden und Wandern unserer Wörter“, gewissermaßen ein kleines Lexikon der gebräuchlichsten Hauptwörter und ihrer Entstehungsgeschichte. Das Buch — aus den großen deutschen Wörterbüchern von Grimm, Weigand u. A. gezogen — führt uns die Geschichte der deutschen Sprache in nuce vor. Unsere besten Bekannten entpuppen sich uns hier mit einem Male als Fremdlinge. Wörter, die wir bisher als Landsleute behandelt haben, erscheinen uns nun im Habit des lateinisch redenden und schreibenden Mönchs, oder im goldbordirten Röckchen des französischen Troubadours oder im Radmantel des Italieners, oder sie kommen von weit, weit her, eingehüllt in den Burnus des Arabers, auch in den Kasten des Persers, des Türken oder gar des alttestamentlichen Juden. Die ganze Geschichte des deutschen Volkes zieht in diesem Buch an uns vorüber: die Verbindung und Loslösung fränkischen und deutschen Elementes, die abenteuerlichen Kreuzzüge, welche die fremdartige Welt des Morgenlandes dem Abendlande nach langer Trennung auf's Neue näher brachten, dann die Ueberschwemmung deutschen Gebietes durch Hofschrannen und Söldlinge aller Art, durch Spanier und Franzosen, durch Engländer und Italiener. Und mitten in diesem Getümmel erblicken wir auch einen und den andern Čechen, oder doch eigentlich einen Deutschen, der sich dem Čechenthum in die Arme geworfen hat.

Da ist als Ueberbleibsel aus den glorreichen Hufitenkriegen die „Haubiße“ stehen geblieben. Chiemals hieß sie „Haußniß“ = haufnice, haufenice, wie in den Hufitenkriegen eine hölzerne Schleuder für Steine bezeichnet wurde. Eine offene Frage muß bleiben, ob die Hufitische haufnice nicht wieder dem deutschen „Hause“ ihre Herkunft verdankt — man kann die Ausdrücke „houf“, „houfem“ (in Haufen) noch täglich in den „Národní Listy“ lesen. — Da ist ferner der „Halunke“. Er sieht so verwildert aus, daß selbst die gelehrtesten Sprachforscher nicht bestimmt zu sagen sich getrauen, woher er kam der Fahrt. Man sieht es ihm an, daß er ein Fremdling ist, man weicht ihm aus, man möchte ihn nicht gern behalten. Zuerst stoßen wir auf diesen Ausdruck in deutschen Schriftdenkmälern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Form „halluck“. Bald darauf kommen die Formen „Hallunt“, „Hallunke“ und „Halunk“ vor. Die Form „Holunke“ taucht jedoch erst im 17. und 18. Jahrhundert auf. Lessing, Lenz und Schiller gebrauchen sie, auch in einem alten Kriegssegen, der in „des Knaben Wunderhorn“ mitgetheilt ist, ist diese Form zu finden. Man hat verschiedene Versuche gemacht, um das Wort zu erklären. Man dachte an das isländische halloka (Knecht), an das französische haillon (Lumpen), an das englische lounge (Faullenger, Lunzer, Lungerer) und an das italienische alocco (Tölpel), neigt sich aber schließlich mit Vorliebe dem tschechischen „holomek“ (nackter Bettler, Nichtswürdiger, von holý = nackt) zu.

Weniger Wahrscheinlichkeit hat für sich, was Harder nach Weigand annimmt, daß das Wort „Popanz“ aus

dem čechischen „bubák“ entstanden ist; man müßte dann annehmen, daß der Bau-Bau und der bau-bau (ital.) gleichfalls aus dem Čechischen kommt. Allein diese Wörter sind förmlich international und haben so ziemlich bei allen Völkern die gleiche Entstehungsgeschichte. Gleichbedeutend mit „Popanz“ ist das deutsche Wort „Mummel“ oder „Mummanz“. Es stammt aus dem Laut „Mum-mum“, welchen der vorgebliche Mummel hören läßt, und ist stammverwandt mit „vermummen“, weil vermummte, verkleidete Personen so dumpf zu sprechen pflegen. Der Mummel heißt im Griechischen *Μομμω* (mommō) und bei den Mandingos am Senegal wird der „Mumbo Jumbo“ geholt, um den Männern gegen ihre feisenden Frauen Hilfe zu leisten. „Popanz“, um zu diesem zurückzukehren, kommt auch in der Form „Popel“ und „Popelmann“ vor. Adelung weist nun darauf hin, daß in einigen oberdeutschen Gegenden der „Pöpel“ (wohl aus dem lateinischen *peplus*) noch jetzt einen Schleier, ein Kappe bedeutet, womit man sich das Gesicht verhüllt, demnach „sich verpöplen“ so viel ist wie sich vermummen, woraus sich denn in sprachlich richtiger Logik die Bildung des Wortes „Popanz“ ohne Zuhilfenahme des čechischen *bubák* erklärt. Endlich führt Harder auch das Wort „Peitsche“ als dem čechischen Stammwort „bič“ entspringend an. Da es aber im Schwedischen *piska*, im Englischen *pizzle*, im Polnischen — gleichlautend mit dem čechischen — *bicz* und im Griechischen *βισσα* (*bissa*) heißt, so wird sich schwer entscheiden lassen, welche Peitsche die echte ist. Das Wort ist eben dem lausenden, zischenden Geräusch der Peitsche onomatopoetisch nachgebildet.

Viel unverhüllter begegnen wir deutschen Worten in der böhmischen Schrift- und Verkehrssprache. Neuere böhmische Poeten halten ton (= Ton) und cíl (= Ziel) für besonders vornehm. Jungmann selbst, der eigentliche Neubegründer, ja man könnte sagen: Verfasser der böhmischen Sprache, gebraucht das Wort grunt (= Grund), welches z. B. auch schon in der gleichzeitig erlassenen böhmischen Uebersetzung einer von Maria Theresia im Jahre 1751 erlassenen Kundmachung gegen die „Zeitungs-Schreibere“ zu finden ist. Das Wort rožsáfnost mit dem Adjectivum rožsáfný ist auf den ersten Blick als „Rechtchaffenheit“ zu erkennen, wie šikovnost das deutsche „Geschicklichkeit“ ist. Die „komnata“, die man auf den böhmischen Schildern der Prager Kaffeestuben lesen kann, ist die deutsche (aus dem Lateinischen stammende) Kemeate. Für Bänder und Bändchen kennt das böhmische Volk keinen anderen Ausdruck als pentle, wie pertle für Vorten. Auf den wechselseitigen Einfluß der deutschen und der böhmischen Sprache kommen wir in zwei späteren Capiteln ausführlicher zurück.

Daß auch andere Sprachen ihre Ableger in der böhmischen Sprache haben, die insbesondere in der Vulgärsprache festwurzeln, ist ganz natürlich. Trotz des neugebildeten böhmischen Wortes pohřeb kennt das böhmische Volk für „Begräbniß“ doch nur den lateinischen Ausdruck funus. Rücken bei einem solchen funus die Veteranen und Schützen aus, so ist das für das Volk eine wahre legrace, das heißt eine recreation. Und nun gar, wenn die Trauergäste in der čamara einhergehen, jenem echt nationalen Kleidungsstück, das fast unmittelbar aus dem — Hebräischen

herkommt! Denn zamar heißt im Hebräischen und Arabischen ein wollenes Gewand, ist aus dem Arabischen in das Spanische als zamara aufgenommen worden, und bei den Öechen entweder aus der Zeit, da spanische Sitte und Tracht bei Hofe herrschten, zurückgeblieben, oder auf dem Umwege über Frankreich (chamaré) und Polen zu ihnen gelangt.

XIII.

Reinigung der Sprache.

Vor nicht Langem hat Lord Granville ein Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Englands erlassen, worin er den um sich greifenden Gebrauch von Fremdwörtern rügt und sogar eine ganze Liste von Wörtern mittheilt, die als Eindringlinge anzusehen und aus dem diplomatischen Verkehr unbedingt zu bannen seien. Mustert man diese Liste, so muß man über die Strenge staunen, mit welcher Granville vorgeht; denn insbesondere die englische Sprache, als das merkwürdigste Gemenge zweier grundverschiedenen Sprachen, kann das Eindringen fremder Wörter nie so empfindlich spüren, wie etwa die deutsche. Ob man statt demission künstlich nur noch dismissal, statt transaction: compromise, statt arrestation: arrest, statt incessantly: immediately u. s. w. schreiben soll, dürfte fast wie das Verlangen eines Schulfuchsen erscheinen. Und dennoch kann man es nicht rühmend genug anerkennen, daß der Leiter einer so sehr beschäftigten auswärtigen Politik über der Reinheit der englischen Sprache auf seinem Gebiete wacht.

Lord Granville hat bekanntlich einen Vorgänger, beziehungsweise einen Gefinnungsgegnen im deutschen Reiche, nämlich den Generalpostmeister Stephan, der ein gut Theil seiner Volksbeliebtheit dem Bestreben verdankt, wenigstens die Postsprache von Fremdwörtern zu säubern. Wie die Staatswissenschaften längst festgestellt haben, gebieten die Postbeamten über sehr viel freie Zeit, so daß ein Theil der Staatskunst darin besteht, den Postbeamten immer neue Geschäfte aufzutragen, die mit dem Postwesen selbst in mehr oder weniger äußerlichem Zusammenhange stehen. Auf den Postanweisungsverkehr folgte die Einführung der Postmandate und endlich der Postsparcassen — wie wär' es, wenn die Post auch das Sprachreinigungsamt übernehme? Zumal sie doch gewissermaßen die Ader des ganzen Verkehrs bildet und sich überallhin verzweigt und in Sprachreinigungs-Hauptämtern und Sprachreinigungs-Exposituren viel Ersprießliches leisten könnte. Es müßten dann selbstverständlich alle Postbeamten geprüfte Philologen sein — an dieser Voraussetzung aber dürfte mein ganzer Vorschlag scheitern.

Auch wäre dieser Vorschlag für Oesterreich schon von vornherein undurchführbar. Denn welche Wichtigkeit hat es für Oesterreich, ob die deutsche Sprache rein erhalten wird oder nicht? Ja, je unreiner die deutsche Sprache wird, je inniger sie sich mit den Sprachen, die deren Gebiet in Oesterreich immer mehr einengen, verquickt, desto eher ist die Möglichkeit der vollständigen Völker-Verföhrnung vorhanden. Von dieser Seite haben wir somit nichts zu erwarten; das Einzige, was Oesterreich für die deutsche Sprache gethan hat, war die Einführung der Thun'schen

Rechtschreibung, welche auch wirklich seither in allen von der Regierung herausgegebenen oder bezahlten Blättern Eingang gefunden hat. Der Erste, der die französische Sprache in die Diplomatie einführte, war ein deutscher und sonst auch deutsch gesinnter Herrscher aus dem Hause Oesterreich, nämlich Maximilian I., der Erwerber von Burgund, der mit Philipp I. französische Briefe wechselte.

Was die deutsche Sprache in Oesterreich erleben muß, gibt im Kleinen die Stürme wieder, denen sie auf ihrem ganzen großen Gebiet ausgesetzt war. Von den übrigen germanischen Sprachen hat keine so harte Schicksale erfahren; die meisten Fremdwörter, welche z. B. die dänische und die schwedische Sprache im Laufe der Zeiten aufnahmen, sind deutsch, so daß sich ihr Eindringen — bei der nahen Stammverwandtschaft — nicht fühlbar machte. Die englische Sprache, welche doch als solche erst nach dem umwälzenden und aufwühlenden Einfall der Normannen sich bildete, hat seither kein größeres Unglück erlebt, als etwa dasjenige, welches, wie Eingangs erwähnt, Lord Granville fürchtet. Die Franzosen haben sich schon gar abgeschlossen erhalten, und wenn wirklich einmal ein fremdes Wort das Unglück hat, ihre Grenzen zu überschreiten, so wird es so unbarmherzig mißhandelt und verwandelt, daß es kaum wieder zu erkennen ist. Gerade während französische Sitten und Laute deutsches Land überschwemmten, übernahmen die Franzosen einige deutsche Wörter, die sich durch Vermittelung der Landsknechte — deren Bezeichnung *lansquenets* ihnen geblieben ist — erhielten. So bürgerten sich schon zu Rabelais' Zeiten Ausdrücke ein, welche bezeichnender Weise sich zumeist auf

das Kriegshandwerk, auf Trinken und Spielen beziehen, wie: Schloftroneq (Schlaftrunk), Morguesoupe (Morgensuppe), bransquatter (brandschätzen), bestallong (Bestellung), arrigelt (Anrittgeld), frélöre (verloren). Trinquen (trinken) ist auch heute noch gebräuchlich, und bock (Bockbier) gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Das Pariser Argot, welches allerdings von Jahr zu Jahr durchwegs neue Ausdrücke annimmt und die alten vergißt, bemächtigt sich manches deutschen Wortes, wie z. B. choufliquer (Schuhflücker), chope (Schoppen) u. A.

Bei der deutschen Sprache würde man nicht so bald fertig werden, wenn man die fremden Wörter aufzählen wollte, ja auch nur durch Beispiele erläutern wollte, wie die Fremdworte in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Familie einbrangen und die guten deutschen Bezeichnungen aus ihren Gebieten verdrängten. Noch vor den Anfängen deutscher Literatur wurde die Sprache verwälscht; das Christenthum und mit ihm die lateinische Sprache brachten neue Begriffe und neue Bezeichnungen. Altar, Priester, Prediger, Pfarrer, Kanzel, Pfingsten, Schule, Tafel und andere Worte sitzen seit jener Zeit in der deutschen Sprache fest und sind geradezu deutsch geworden.

Die zweite große Ueberfluthung erlitt die deutsche Sprache im 16. und 17. Jahrhundert. Sie ging nicht blos von den Höfen aus, sondern auch von der Literatur, die damals nichts als Ritterspiele und Ritterromane hervorbrachte, und nicht in letzter Linie von Caloin, der in Straßburg Zuflucht gefunden hatte und dessen Lehren von manchen deutschen Fürsten gefördert wurden. Luther,

an dessen Verdienste man gerade in diesen Tagen mit Dank und Verehrung gedacht hat, gebrauchte noch in seiner Bibelübersetzung unglaublich wenig Fremdwörter. Disputation, Musica, Secte, Psalter, Arche, Syrten und einige andere verwendet er, bringt aber im Uebrigen einen ungeheueren Schatz von Wörtern, die im Volke geschlummert, an's Tageslicht des Drucks. Wie Vieles davon ist wieder in Vergessenheit gerathen! Das Wort „geilen“ für „bringend bitten“, „abbetteln“ kennt man kaum noch. Ich erinnere mich, daß wir es in derselben Bedeutung in der Zusammensetzung „abgeilen“ in unserer Kinderzeit gebrauchten, seitdem aber nicht wieder, weil uns irgend ein Lehrer deswegen ausgelacht und es als undeutsch bezeichnet hatte. Das Luther'sche Wort „Sichermal“ (= Schemal) für Gesichtspunkt ist gleichfalls in Verstoß gekommen.

Raum ein Jahrhundert nach Luther war überhaupt die deutsche Sprache wieder das Stiefkind der Gelehrten und Fürsten. Schrieben doch selbst die vornehmsten Mitglieder des „Palmenordens“, jener „fruchtbringenden Gesellschaft“, die sich mit der Reinigung der deutschen Sprache befaßte, untereinander französisch; ja als der französische Roman „Astrée“ von Honoré d'Urfé, ein Werk, welches in der damaligen gebildeten Gesellschaft geradezu Epoche machte, zur Hälfte erschienen war, da schickte eben dieselbe fruchtbringende Gesellschaft ein diplomartiges Schreiben an Herrn d'Urfé, in welchem sie ihre Bewunderung überschwänglich äußerte und ihn um die Mittheilung des Schlusses von „Astrée“ beschwor. Dieses Schreiben wurde von allen fürstlichen Persönlichkeiten, welche der Gesell-

schaft angehörten, unterfertigt und feierlichst mit allen Siegeln versehen, erfuhr auch eine schmeichelhafte Beantwortung durch den Verfasser. Und die von dem „Unglücklichen“ (dem Freiherrn von Stubenberg) verfaßte Uebersetzung des Biondischen Romans „Cromena“ wird mit einem französischen Glückwunsch-Sonett des Herrn von Hohberg „à monsieur, mon trescher amy: le baron de St.“ eingeleitet.

Man darf deswegen aber nicht glauben, daß die „fruchtbringende Gesellschaft“ ihre Aufgabe nur so obenhin genommen hätte. Ihre Bemühungen waren trotz mancher Rücksälle und trotzdem sie sich manchmal nicht erwehren konnte, dem Zuge der Zeit zu folgen, aufrichtig und nicht erfolglos. Es waren eben nicht viel Männer aus dem Volke darunter. Von anhaltischen Fürsten im Jahre 1617 gegründet, hatte sie anfangs den Grundsatz, nur adelige Mitglieder aufzunehmen, ein Grundsatz, der freilich bald durchbrochen wurde; und Männer wie Opitz, Paul Flemming, Schottel, Georg Neumark (welcher Letztere in seinem „Neuen sprossenden deutschen Palmbaum“ die Geschichte des Palmenordens geschrieben hat) machten die Bestrebungen der Gesellschaft volksthümlicher und erfolgreicher. Die Gesellschaft zählte während ihres mehr als dreißigjährigen Bestandes über achthundert Mitglieder — worunter auch mehrere Cöken. Nach der Schlacht am Weißen Berge flüchteten nämlich viele Adelige aus Böhmen an die protestantischen Höfe. Die Fürsten von Anhalt nahmen sich ihrer besonders freundlich an und bewirkten auch deren Eintritt in die „fruchtbringende Gesellschaft“. Graf Schlick, ein Herr von Gizbich und ein Prager Bürger, der im

Namensverzeichnis der Gesellschaft als „Der Goldselige“ mit der Blume „Vergißnichtmein“ angeführt erscheint, später noch Nicolaus Troylo (wenn ich nicht irre, Rector der Prager Universität) und Hans von Wartenberg — sie Alle wurden Mitglieder des Palmenordens. Die Gesellschaft war somit ein wenig utraquistisch angehaucht, und vielleicht hatte sie es nur ihrem ausgesprochenen Zweck zu verdanken, daß sie von den Čechen nicht majorisirt wurde, wie dies anderen Vereinen in alter und neuer Zeit oft genug geschehen ist.

XIV.

Der Palmenorden und seine Nachfolger.

Als einst der Griechenfreund Tiberius im römischen Senat eine Rede hielt und sich, weil ihm der lateinische Kunstausdruck fehlte, eines griechischen Wortes bedienen mußte, bat er den Senat hiefür um Entschuldigung. Damals wachten die Römer im öffentlichen Leben noch sorgsam über die Würde ihrer Sprache, aber der Verfall des Kaiserthums machte alle derartigen Bemühungen zu Schanden und brachte den vollständigen Verfall des römischen Volksthum mit sich. Fragen wir uns, ob der Tiberius irgend eines modernen Volkes — wenn er in einer parlamentarischen Versammlung eine Rede zu halten hätte und unvorbereitet wäre — für den Gebrauch eines Fremdwortes gleichfalls um Entschuldigung bitten würde, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß dies vielleicht in Frankreich, möglicherweise in England, wahrscheinlich in Italien, keineswegs aber bei den Deutschen der Fall wäre (von den Cechen ganz abgesehen; ich erinnere an Dr. Nieggers berühmtes: „To jest faktum pánové!“).

Zu diesem Schluß berechtigt uns nicht bloß das anbauende und sich immer von neuem wiederholende Einbringen fremder Wörter in die deutsche Sprache, sondern auch die Zweifelsucht, ja der Spott, mit welchem die Bemühungen vaterländischer Männer, die Sprache zu reinigen, gerade in Deutschland aufgenommen worden sind. Jeder Gymnasiast zuckt verächtlich mit den Achseln, wenn von der „fruchtbringenden Gesellschaft“ die Rede ist und rümpft seinen „Gesichtsvorsprung“. Wer aber die Bemühungen dieser Gesellschaft, von der wir schon im vorigen Capitel sprachen, näher in's Auge faßt, dem wird ihr verdienstliches Beginnen der Anerkennung würdiger erscheinen. Ihr ausgesprochener Zweck war „bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unsere edle Muttersprache, welche durch fremdes Wortgepräng wässerig und versalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborene deutsche Reinigkeit, Pürde und Aufnahme einzuführen, einträchtig fortzusetzen und von dem fremd drückenden Sprachenjoch zu befreien“. Mittelbar, aber wirkungsvoll kam ein Spiz in seinen Werken diesem Zwecke nach; aber auch unmittelbar wirkte die Gesellschaft durch ihre Verdeutschungen. — Sie ging dabei freilich nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen vor — denn sie kannte keine, und deswegen verfällt sie ja eben dem Spott unserer wissenschaftlich Gebildeten. Aber wir werden noch Gelegenheit haben, zu sehen, daß viele wissenschaftlich gebildete Wörter vom Volk nicht angenommen wurden, während zufällig oder willkürlich entstandene sich rasch einbürgerten. Vorschläge wie „Prunktuch“ für Tapete, „Windfang“ für Mantel, „Jungfernzwinger“ für Nonnenkloster waren mißglückt. Aber die Wortbildung „Schrift-

steller“ fand allgemeinen Anklang. Von diesem Wort hat man seitdem „Schriftstellerei“ und „Schriftstellern“ gebildet, doch gebraucht man für das Zeitwort lieber die einfache Nennform (aber auch nur diese): „Schriftstellen“, in den anderen Formen das einfache „schreiben“, falls nicht ganz unmittelbar die Ausübung des Berufes damit bezeichnet werden soll. Auch die Bezeichnung „Gegenstand“ für Object verdanken wir den „Fruchtbringenden“, wogegen die ähnliche Uebersetzung von Subject: „Unterstand“ unter den Tisch fiel, weil Unterstand schon eine andere Bedeutung hatte.

Unbestritten muß dem Palmenorden auch das Verdienst bleiben, die Sprachreinigung erst recht in Fluß gebracht und jene große Spracharbeit angeregt zu haben, welche mit Grimm ihren Höhepunkt erreichte. Der Palmenorden faßte die Fremdwörter noch mit Handschuhen an, aber Andere griffen derb zu. So heißt es in einem Werk damaliger Zeit, betitelt: „Neue ausgeputzte Sprachpossaune“: „Sollte einer erst hören, wie solche teutschen Franzosen aufschneiden, wenn sie zu Jungfrauen kommen und ihre teutsche und keusche Herzen mit französischen gaylen Worten bereben wollten! Da nennen sie die Jungfrauen Damen, heißet auf lateinischer Sprach eine Gämbs oder stinkende Bergzieg.“ — So ruft Philander von Sittewald (Moschorosch) in kräftiger Entrüstung aus: „Hast Du je einen Vogel plärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, sogar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland — Pfui Dich der Schand!“ — Und Leibniz, auf dessen „unvorgreifliche Gedanken“ wir schon früher einmal hingewiesen haben, sagt (indem

er überfieht, daß er selbst Fremdwörter gebraucht): „Über dergleichen Anstalten zur Beibehaltung der deutschen Sprache Reinigkeit, so viel es immer thunlich, hätten die vornehmen Scribenten durch ihr Exempel die Hand zu halten. Weil aber viel gute und wohlgemachte Worte auf die Erde fallen und verloren gehen, indem sie Niemand bemerkt oder beibehält, also daß es bisher auf das blinde Glück diesfalls ankommen: so würde man auch darin Nutzen schaffen, wenn durch grundgelehrte Kenner Urtheil, Ansehen und Beispiel dergleichen wohl erwogen, nach Gutbefinden erhalten und in Übung gebracht würde.“ Und den Ruhm der deutschen Sprache verkündet er mit folgenden Worten: „Ich habe es zu Zeiten unserer ansehnlichen Hauptsprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge (des choses reelles) sage und ungegründete Grillen (chimères) nicht einmal nenne. Ignorat inepta. Daher ich bei den Italienern und Franzosen zu rühmen gepflegt: wir Deutschen hätten einen besonderen Probirstein der Gedanken, der Anderen unbekannt, und wenn sie dann begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sey. Denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lassen, das sey wirklich etwas Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein Schaum müßiger Gedanken, nehme die deutsche Sprache nicht an.“

Mit größter Schärfe ging Logau den Mamlode-Deutschen zu Leibe. Von ihm rührt eine Menge von Wörtern und Wendungen her, welche seither gang und gäbe geworden sind. So hat Logau die Worte: „liebenln,“ „Mis-

behagen“, „Empfindsamkeit“, „Sorglichkeit“, „Unzahl“ zuerst schriftlich gebraucht, ebenso den Ausdruck „abbangen“, den Lessing im „Nathan“ aufgenommen hat in den Versen:

„Um Geld zu fischen, Geld! Um Geld
Geld einem Juden abzubangen, Geld!“

Desgleichen den Ausdruck „mich denkt“, den Lessing gleichfalls im „Nathan“ aufnahm, den man ihm, wenn auch mit Unrecht, als falsch bestritt, und den Schiller im „Don Carlos“ — jedoch mit dem dritten Fall gebraucht. Auf Logau's große Bedeutung für die deutsche Sprache hat Lessing mit besonderem Nachdruck hingewiesen; ja sogar ein Wörterbuch der von Logau vornehmlich gebrauchten Ausdrücke, deren Wiederaufnahme wünschenswerth wäre, abgefaßt. (S. Göring's Ausgabe in der „Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur“.)

Die meisten Bezeichnungen in der Sprachlehre, beziehungsweise die glücklichsten Uebersetzungen derselben aus dem Lateinischen verdanken wir Gottsched. Er war es, der Beiwort für Adjectivum, Vorwort für Präposition, Geschlechtswort für Artikel, eigener Name (was Campe zu Eigennamen zusammenzog) für nomen proprium vorschlug, während für Declination das von Popowitsch vorgeschlagene Wort „Biegung“ durchdrang. Manche dieser Uebersetzungen wurden bekämpft, als sie aufkamen — dennoch vermochte man mit anderen Bezeichnungen nicht durchzubringen. Diese Thätigkeit, die sich zumeist auf Uebersetzung der Fremdwörter beschränkte, war um die Mitte, namentlich aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine besonders lebhafteste, und es gibt wenige — heute ganz vergessene — Schriftsteller, die nicht Wörter in Verkehr

rachten, welche noch heute umgesetzt werden. So ersetzte Spalbing das lateinische *facta* glücklich durch „Thatfachen“, Jeneral v. Schlieffen das französische *esprit de corps* durch „Zunftgeist“, Abbt Revolution durch Umwälzung, Wächter en Parvenu durch Emporkömmling, wofür Campe ohne Erfolg „Ein Herr von Gestern“ vorschlug. Rant sagte in der Aesthetik Geschmackslehre, Moriz für Ballotage Rüge-ung, Großmann setzte die Worte Flachkopf und Querkopf zusammen, während die Bezeichnungen „Feuerkopf“ „Ur-
kopf“ für Genie, Allsang für Chor, wofür Luther zuweilen leigen gebraucht, keinen allgemeinen Anklang fanden.

Eine große Bewegung ging damals durch die ganze Schriftstellerwelt. Ramler, Campe, Rüdiger, R. Ph. Moriz, J. F. Willmer, Garve, Gebicke, Heynag, Trapp u. A. beschäftigten sich nebst den schon Genannten mit der Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, und diese Thätigkeit ist vielleicht aus dem Grunde nie nach Gebühr gewürdigt worden, weil sie der Zeit nach mit dem Wirken unserer größten Dichter zusammenfiel, denen es beschieden war, in freiem künstlerischem Schaffen die Sprache noch unendlich mehr zu bereichern, als jene wackeren Gelehrten.

Die Bewegung war eine so allgemeine, die Frage schien so wichtig, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften sich veranlaßt sah, einen Preis für die Beantwortung folgender Fragen auszuschreiben: „Ist vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt, und besonders der deutschen möglich und nothwendig? Wie und nach welchen Grundsätzen kann die Reinigkeit der deutschen Sprache am besten befördert werden? Wie weit kann und muß dieselbe getrieben werden, ohne ihr noch wesentlichere Vollkommen-

heiten aufzuopfern; und welche Theile des deutschen Sprachschazes bedürfen vorzüglich die Absonderung des Fremdartigen, in welchen anderen hingegen würde die Absonderung unthunlich oder nachtheilig sein?“

Es ist bekannt, daß Campe für seine Beantwortung dieser Fragen den Preis erhielt. Wie er seine Aufgabe auffaßte und löste, das zu untersuchen, ist ebenso unterhaltend und lehrreich; und da wir in unseren „linguistischen Plaudereien“ das letztere nicht ohne das erstere sein wollen, so sei es uns gestattet, im nächsten Capitel auf Campe zurückzukommen.

XV.

Campe und die Classiker.

Bei einem „Restaurant“ auf dem Prager Graben prangt eine Inschrift, welche besagt, daß daselbst „Soupers“, „Diners“ und „Dejeneurs“ besorgt werden. Ich weiß nicht, ob die „dejeneurs“ auf Rechnung des Schriftmalers oder des Restaurateurs, der sonst eine gute deutsche Küche führt, zu setzen sind; die Absicht, verschiedene Mahlzeiten mit französischen Namen zu belegen, vielleicht weil jene dadurch schmackhafter werden, fällt jedenfalls dem Gastwirth zur Last. Worüber wir lächeln, das ist nicht der Fehler in der Rechtschreibung der dejeunerers, sondern die Anwendung fremder Ausdrücke, die man noch dazu nicht vollständig inne hat. Es brauchten ja weder der Schriftmaler, noch der Gastwirth französisch zu können; aber wenn sie's schreiben wollen, so müssen sie's richtig schreiben. In diesem einen kleinen Beispiel für Viele offenbart sich der Erbfehler der Deutschen, das Fremde höher zu schätzen als das Eigene, und Fremdes für vornehmer zu achten; zugleich aber das Ausnutzen dieses Fehlers durch eine ganz ungerechtfertigte Verfremdung.

Fremdwörter zu gebrauchen ist eine überflüssige Vornehmthuerei, aber auch eine Trägheit. Das Gut der Sprache, das Jeder besitzt, muß er auch verwerthen; wer über seiner Sprache wacht, der kann nicht leicht nach einem Ausdruck verlegen werden; er bildet sich selbst das Wort, er findet es und meint es zum ersten Mal zu gebrauchen, gewahrt jedoch nachher, daß es bereits längst bekannt und gebräuchlich war.

Gegen das Fremde zu eifern, hat bei dem weltbürgerlichen Zug des deutschen Volkes immer etwas Mißliches. Besteht doch der Stolz der Deutschen darin, daß sie wie kein anderes Volk fähig und geneigt sind, an allen geistigen Großthaten, sei's auf wissenschaftlichem, sei's auf dichterischem Gebiete, mitgenießend theilzunehmen. Dennoch müssen wir versuchen, das Fremde, das wir geistig erwerben, vollständig zu verdeutschten, damit es Gemeingut des Volkes werde. Denn die Volksbildung bedarf einer reinen und richtigen Sprache; das Volk, das der Wurzel seiner eigenen Sprache am nächsten steht, erfafst das Fremde nur schwer.

Die große Bedeutung der Sprachreinheit für die Volksbildung — das war auch der Gedanke Campe's, dessen Bestrebungen durchaus nicht zu weit gingen, wie man allgemein glaubt. Gegen die Fremdwörter, die sich einmal eingebürgert hatten, war er sehr nachsichtig, wenn dieselben etwas Sachliches bezeichneten und im Klange den deutschen Formen ähnlich geworden waren. Nase, Ohr, Auge, Lippe, Wind, Rad, Saß, Fenster, Decke und Dach, Mantel, Meer, Paradies, Pinsel, Spiegel, Achsel, Fest, Brille, Natur, Regel, Titel, Form, Meile — solche

Wörter ließ er mit Recht als deutsche gelten, zumal die Stämme der meisten dieser Wörter in allen Sprachen zu finden sind. Die Aufnahme solcher Wörter in die Sprache hat auch weiter keine Schwierigkeit, weil sich mit dem Laut gleich eine bestimmte Vorstellung verbindet.

Wenn man dagegen für abgezogene Begriffe Bezeichnungen aus einer fremden Sprache wählt, so weiß das Volk unbedingt nichts damit anzufangen und kann mit dem ihm unverständlichen Worte den Begriff nicht dauernd festhalten. Quiddität, Ubiquität, Phänomenon und Noumenon und dergleichen Sprachungethüme werden für das Volk nie faßbar sein. Campe beklagt, daß man z. B. für ein so wichtiges Wort wie „Religion“ keinen deutschen Ausdruck eingeführt hat, so daß das Volk sich fast ausschließlich des nicht ganz zutreffenden „Glaube“ bedient. Unsere ältesten Schriftsteller, Raban Maurus und Notker, gebrauchten für Religion: „Chasti“ und „Chalti“ (von $\mathcal{C}$ = Gesetz), doch wäre ein Versuch, diese Worte wieder einzubürgern, nicht sehr aussichtsvoll. Am bekanntesten von den Campe'schen Verdeutschungsvorschlägen sind die Worte: Zartgefühl für Delicateffe, welches sofort in der Literatur Eingang fand, Vollkraft für Energie, Volksherrschaft für Demokratie und Volksfreund für Demokrat, Kunstfreund für Dilettant (was Goethe mit Liebhaber bezeichnet), Selbstsucht für Egoismus (Kant sagt: Eigenliebe), Gesetzlosigkeit für Anarchie (Klopstock sagt: Ungeſetz), Bellhammel für Demagog (aus dem Niederdeutschen von bell, welches bekanntlich auch im Englischen Glocke bedeutet), folgerecht für consequent, gefallſüchtig für coquett u. ſ. w. Aber nicht bloß abgezogene

Begriffe verdeutschte er, sondern auch Worte, die er sonst beibehalten würde, wenn sie nicht gar zu fremd klangen. Für „Boudoir“ empfiehlt er Maulgemach oder Schmolzkammerchen, doch wären dafür die niederdeutschen Ausdrücke: Laune- oder Lünschewinkel viel annehmbarer, wenn sich Boudoir überhaupt noch verdrängen ließe. Für Bibliothek wendet er Bücheraal an, doch ist das spätere Bücherei bezeichnender. Zerrbild für Carricatur hat der Sprachgebrauch angenommen, Fingertuch für Serviette, Hohlweg für Defilé, Eilpost oder Schnellpost für Diligence (das deutsche Wort wie das fremde werden in diesem Falle überhaupt nicht lange mehr gebraucht werden), schnellkräftig oder prallig für elastisch, Hofzwang für Etiquette, unterzeichnen für abonniren, — diese neuen Worte sind zwar mehr oder minder allgemein anerkannt worden, konnten aber doch das Fremdwort nicht ganz verdrängen.

Manche Wörter erwiesen sich allen Verdeutschungsversuchen gegenüber als ganz unzugänglich. Für „Allee“ schlug Campe nicht weniger als fünf Bezeichnungen vor: Baumreihe, Baumschnur, Baumgang, Schattengang, Wandelbahn; doch hat keine derselben durchgegriffen. Ebenso war „Gruppe“ nicht zu beseitigen; auch „Nische“, obzwar wir hiefür das gute deutsche Wort Blende befeizigen; hier wurde Campe eben seiner eigenen Regel untreu, denn Gruppe und Nische haben vollständig deutsche Gestalt angenommen und bezeichnen etwas Sachliches, weshalb sie sehr wohl beizubehalten sind. Haarträusler für Friseur wurde mit einer leichten komischen Nebenbedeutung aufgenommen. Für Amphitheater, Accise und

Actie erklärt Campe, trotz aller Bemühungen nichts Entsprechendes gefunden zu haben. Das Wort „Umschlag“ für „Couvert“ war nicht nur vor Stephan, sondern auch bereits vor Campe im Gebrauch. Für „Honorar“ schlug Campe „Ehrensold“ vor, und obzwar er es später selbst bekämpfte, ist es doch, wenn auch nicht ganz mit Honorar sich deckend, erhalten worden. Ob „Compagnon“ wirklich von dem deutschen Kumpen (von Kume: Hülfe oder Beistand) herrührt, wie Campe meint, bleibe dahingestellt. Dagegen ist „Klub“ gewiß gut deutsch. Am lächerlichsten offenbart sich die deutsche Fremdsucht in dem Anhängen fremder Endsilben an deutsche Stämme. Für „friesiren“ schlug Campe vor „friesen“ zu sagen, für „buchstabiren“ das niederdeutsche „spellen“ anzuwenden; für „hofiren“ wäre unserer Ansicht nach „höfeln“ sehr bezeichnend.

Die Bestrebungen Campe's waren nicht bloß auf die Sprachreinigkeit, sondern auch auf die Bereicherung der deutschen Sprache gerichtet. Unter Bereicherung kann man vornehmlich nur eine Verallgemeinerung des Gebrauchs von Ausdrücken, die in der einen oder der andern Mundart vorkommen, verstehen. Die Volkssprache wird somit in die Schriftsprache eingeführt, um durch die Schriftsprache wieder zum Volk zurückzuführen; die Schriftsprache gibt dem Wort die gangbare Prägung. In dieser Hinsicht verdanken wir der niederdeutschen Sprache am meisten. Sie ist reicher und kräftiger als die anderen deutschen Sprachen, und sie war auch, entsprechend dem Grundzug des niederdeutschen Volksgemüths, viel unzugänglicher gegen fremde Einflüsse. Trapp, ein Zeitgenosse und Mit-

strebender Campe's, sprach sich für die Entwicklung einer niederdeutschen Schriftsprache aus; er hielt es für keinen Nachtheil, wenn die Deutschen statt einer Schriftsprache zwei gehabt hätten. In der Folge hat sich ja diese niederdeutsche Schriftsprache entwickelt und eine reiche Literatur gefördert, aber in gleichem Maße wendete jeder deutsche Stamm seinen Sprachbesonderheiten große Aufmerksamkeit zu, und so ist keine Spaltung, sondern eine große Mannigfaltigkeit entstanden, durch welche die hochdeutsche Schriftsprache keinerlei Beeinträchtigung oder Minderung erfährt.

Den Reichthum der niederdeutschen Sprache macht Campe an folgendem einen Beispiel ersichtlich: er führt für „regnen“ acht Ausdrücke an, von denen in der Schriftsprache nur zwei oder drei gebräuchlich sind. Es „misset“ (feinster Staubregen), es „schmuddert“ (es regnet ein wenig und fein), es „stippert“ (es fallen einzelne und zwar gleichfalls keine Regentropfen, aber größer als die früheren), es „regnet“, es „pladdert“ (es regnet stark und laut), es „gubbert“ (das Geräusch des von den Dächern strömenden Regens), es „gießt“ und es „gießt mit Mollen“ (Mulden). Der letzte Ausdruck wird neuestens von Julius Wolff gebraucht. Im Hochdeutschen haben wir nur: es tröpfelt, es regnet, es gießt und es strömt. — „Sich ducken“ ist niederdeutsch und ist von Goethe in die Schriftsprache eingeführt worden; das niederdeutsche „verblüfft“ hat zuerst Bode in der Uebersetzung des Tristram Shandy angewendet; „brüdern“ ist ein vortreffliches Wort, welches man überall statt „fraternisiren“ anwenden sollte (brudern wird gleichfalls von Julius Wolff geschrieben), wie sich ja „Brüderlichkeit“ für „fraternité“, das Abbt

und Campe gleichzeitig und gleichlautend übersehten, vollständig eingebürgert hat.

Lessing hat gleichfalls sehr viele Wörter aus dem Niederdeutschen genommen. So z. B. „Drall“ der (Gleichklang gibt uns zu der Bemerkung Anlaß, daß das französische Wort *Taille* nichts anderes ist, als das niederdeutsche *Tall*), „Schnicksnack“ (nd. *Snicksnack*), „paßig“ u. Aehnl. Lessing hat überhaupt eine Menge neuer Wendungen in die Sprache eingeführt, wofür sich am meisten Beispiele im „Nathan“ auffinden lassen. Unverkennbar ist hierbei der Einfluß Logau's, worauf wir schon im vorigen Abschnitt hinwiesen. Da Logau so gut wie vergessen war, so kann man ein groß Theil der Verdienste Logau's um die deutsche Sprache dem Wiedererwecker Logau's, Lessing, beimessen. „Freierdings“ (aus freien Stücken), „zu Rande sein“ für „zu Ende sein“ ist Lessingisch; ebenso das Zeitwort „eignen“ für „zugehören“ in der Stelle aus „Nathan“:

„Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott,
Der einem Menschen eignet?“

Statt „Extreme“ sagt Lessing gleichfalls im „Nathan“:

„Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beiden Enden schwärmt.“

Wie gut deutsch aber auch Lessing war, so konnte er sich doch bei seiner eifrigen und eingehenden Beschäftigung mit den Alten des Einflusses der lateinischen Sprache nicht erwehren, und so begegnen wir in seiner Prosa trotz ihrer Einfachheit, Klarheit und Kraft oft genug Wendungen, die unmittelbar lateinisch gedacht und gewissermaßen erst in's Deutsche überseht erscheinen; z. B.:

„Ich fragte beides“, „Widersprich mir das“, „Was wirst Du uns noch bereden wollen“, „Nehre dergleichen Dinge“, „Einiges ist darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat“, „Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt“, „eine dergleichen Stelle“ u. s. w.

Wenig hat Schiller für die eigentliche Sprachbereicherung gethan. Seine Stärke lag in der Schönheit der Rede, die ihm vor allen deutschen Dichtern eigen war. Manchmal gelingt ihm freilich eine Wortverdeutschung besser, als einem Andern. Er sagt „unterhöhlen“ für unterminiren; „eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussetzender Aberschlag (intermittirender Puls) in der Freundschaft“. Auf die Bedürfnisse seiner rednerischen Sprache ist es zurückzuführen, wenn er „bestaunen“ für „anstaunen“ sagt, da das erstere gewiß viel nachdrucksvoller ist; ebenso wenn er „entfremden“ und „entleiden“ bildet, Worte, die sich vollständig eingebürgert haben, obzwar sie ganz falsch gebildet sind. Denn „entfremden“ heißt eigentlich: „die Fremdheit benehmen“, wie „entleiden“ — „das Leid benehmen“ bedeutet; und doch wird es gerade in der entgegengesetzten Bedeutung von „fremdmachen“ und „verleiden“ gebraucht. Aehnlich hört man oft „entnüchtern“ sagen, statt des richtigen „ernüchtern“.

XVI.

Goethe.

Es ist leicht, Fehler zu bemerken und auszuweisen, wenn auch nicht gar so leicht, wie man gemeinhin annimmt; jedenfalls aber ist es schwerer zu sagen: So und so müßt und dürft ihr sprechen! Die Sprachlehre der Schule ist ein nothdürftiger Behelf, der eben nur für die Schule ausreicht; die Grammatiker sind engherzige Leute, welche die Schranken der Sprachgesetze sehr fest eingerammt halten. Zudem gibt es eine Menge von Fragen, die immer neu auftauchen; die Sprache bildet sich fort, und die Sprachlehre hinkt langsam nach. An wen soll man sich da halten? Wen befragen? Lessing sagt: „Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln.“ Denn das ist es ja, was sie zu Meistern macht, daß sie Regeln aufstellen, welche man — wollend oder nicht — befolgen muß. Und die Grammatiker wissen sich schließlich auch nicht anders zu helfen, als aus den Werken der Meister ihre Regeln abzuziehen. Wenn sich aber die Sprache fortbildet — wer ist Meister?

Gewiß ist, daß für unsere Prosa selbst die Classifier als Muster nicht mehr ausreichen, daß Klopstock, Herder, Wieland, Lessing und Schiller Wendungen in Unzahl gebrauchen, die für einen modernen Schriftsteller unmöglich sind. Man müßte demnach bemüht sein, eine Einrichtung zu schaffen und sie mit dem nöthigen Ansehen zu bekleiden, welcher das Sprachverwaltungsamt zu übergeben wäre; etwa eine Akademie von „vierzig Unsterblichen“, welche zugleich die Oberaufsicht über die im Cap. XII vorgeschlagenen Post- und Sprachreinigungserpositionen zu führen hätte. Dieser Akademie wären alle Bücher, die im Jahre geschrieben werden, zu überreichen, und am Schluß des Jahres erschiene dann ein Verzeichniß, in welchem die „Merker“ der Akademie den sterblichen Schriftstellern ihre Fehler vorhielten und zugleich die Regeln und Wörter, um welche die Sprache im Laufe des Jahres bereichert wurde, aufzeichneten. Leider bin ich selbst genöthigt, diesen Vorschlag sofort als unausführbar zu bezeichnen, aus dem einfachen Grunde, weil es unmöglich ist, in den gegenwärtigen schweren Zeiten vierzig Unsterbliche aufzutreiben. Man gehe die Zahl unserer lebenden Dichter und Schriftsteller durch, und man wird über Ebers und die Marlitt nicht hinauskommen. Wer von den Lebenden wäre nicht bestritten? Es ist eine alte Wahrheit: man muß erst sterben, wenn man überhaupt unsterblich werden will. Der Stolz Platens, der mit Theodor Körner nicht tauschen, sondern seine Unsterblichkeit selbst erleben will, wäre heute übel angebracht.

Einer hatte das nicht nöthig, ein Einziger, der noch immer für uns eine ganze Akademie bedeutet, der noch

immer — und das ist ja das untrügliche Kennzeichen der Unsterblichkeit — lebendig auf uns wirkt und wirken wird, noch immer ein Meister der Sprache und Dichtkunst ist, dessen Regeln wir beobachten. Dieser Eine ist Goethe. Er allein ist eine fruchtbringende Gesellschaft. Er hat nie allzuviel von den Sprachwissenschaften gehalten und Fremdwörter hat er genug gebraucht; dennoch gibt es keinen einzigen deutschen Schriftsteller oder Dichter, der so aus sich heraus, durch eine fast unbegrenzte Naturkraft, die Sprache bildete und bereicherte, wie er. Kein anderer hat so viel Wendungen und Wörter, die sich dem Gedächtniß unvergeßlich einprägen, erfunden, wie Goethe; Keiner die dichterische Sprache der Nachgeborenen so beeinflusst. Eine Sprachlehre, welche ihre Regeln lediglich aus der Wortformen- und Satzbildung der Classiker abzöge, ist noch zu schreiben; Vorarbeiten hierzu gibt es eine ganze Menge, insbesondere Goethe betreffend; ich nenne nur das freilich schon über dreißig Jahr alte, vierhundert Seiten starke Lehmann'sche Buch: „Goethe's Sprache und ihr Geist.“

Es verlohnt sich wohl, eine Stichprobe zu machen und ein Gedicht aus der Zeit Goethe'scher Vollenbung auf seine Besonderheiten, welche immer zugleich seine Schönheiten sind, zu prüfen. Wir wählen den herrlichen Epilog zu Schiller's „Glocke“, wohl das schönste Denkmal, das ein Freund dem andern, ein Dichter dem anderen gesetzt hat. Ich bitte den Leser, seinen Goethe aufzuschlagen.

„Und so geschah's!“ Gleich das erste Wort ist eine Besonderheit. Dieses „Und“, welches an kein vorhergehendes Wort, an keinen vorhergehenden Satz anknüpft

(denn wenn sich der Epilog in der dramatischen Aufführung an das „Lied von der Glocke“ angeschlossen, so wird doch Niemand behaupten wollen, daß dieses „Und“ eine gewöhnliche syntaktische Bedeutung hat), ist ein Stimmungsaustact von seltener Unmittelbarkeit. — Auch das Gedicht: „Auf dem See“ beginnt so schön: „Und frische Nahrung, neues Blut.“ — „Dem friedenreichen Klange bewegte sich das Land, und segenbar ein frisches Glück erschien.“ Zunächst bemerken wir die dichterische Fügung des Zeitwortes „bewegen“ mit dem dritten Fall. Sehr klar und ausdrucksvoll ist damit gesagt, was wir in Prosa mit „nach“ oder „unter dem friedenreichen Klange“ geben müßten und doch nicht so anschaulich machen könnten. „Friedenreich“ „segnbar“ sind Zusammensetzungen, die von der gewöhnlichen Art, welche sich des wohlklingenden *s* bedient (also „friedensreich“ sagt), mit Glück abweichen. Die Bildung der Beiwörter ist überhaupt Goethe's stärkste Seite; es gelingt ihm jede Zusammensetzung. Ich erinnere an: „schellenlaut“, „meilenfern“ im „Faust“; „wellenathmend“ im „Fischer“. — Ebenso bildet er Hauptwörter; um unsere Beispiele aus dem „Epilog“ wieder aufzunehmen: „Hochgefang“, „Vollgewühl“, „Wechselrede“. — Zu den Beiwörtern seien gleichfalls aus dem „Epilog“ noch folgende Beispiele angeführt: „lebensrege“, „lebenswürdig“, „wohlgefällig“, „raschgewandt“, „sicherstellig“, „wesenlos“, „vollgehaltig“, „reichgestaltig“, „segnreich“.

Eine andere Eigenheit Goethe's ist, daß er bei zusammengesetzten Wörtern, beziehungsweise bei einer Verbindung oder Wiederholung von Worten nur das letzte abwandelt. In dieser Eigenheit gibt es wieder die größte

Mannigfaltigkeit, wie schon aus den Beispielen im „Epilog“ hervorgeht: „Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf Fluthen“ und „Nun glühte seine Wange roth und röther.“ — „Froh- und trüber Zeit“ heißt es in dem Lied „An den Mond“, „in die weit und breite Welt“, „in jung und alten Tagen“, „in- und äußerer Feind“, „von Säul zu Säulen“, „ihr erst und letztes Wort“, „ein und andre Frage“, „sitt- und tugendreich.“ Derartige Fügungen finden sich auch bei Lessing, ja schon die besten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft schreiben so. Goethe hat es nur wieder eingeführt und hoffähig gemacht. Ich glaube, daß alle diese Beispiele wohl zu vereinigen sind; Goethe hat bei dieser Eigenheit weniger an eine Steigerung der wortfönnlichen Bedeutung gedacht — wie man bei „roth und röther“ anzunehmen versucht sein könnte — sondern er folgte in erster Reihe der Schönheit und der Steigerung des Klanges.

Gern reißt Goethe zwei Beiwörter nebeneinander, die er, ohne sie in ein Wort zusammenzuziehen, doch auf das Engste verbindet, indem er eines adverbial gebraucht; also: „schreckhaft mitternächtges Läuten“, „bequem gefellig“, „im niedrig Schrecklichsten“, „in traurig schönen Jahren.“

Noch eine Goethe'sche Besonderheit fällt uns im „Epilog“ auf: die Weglassung des Artikels. So heißt es: „Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte“ (wo man gewöhnlich die Mehrzahl gebrauchen muß); und: „Was Mitwelt sonst an ihm beklagt.“ Diese Weglassung ist durchaus nicht gegen den Geist der Sprache. Gerade die Weglassung des Artikels hat eines der schönsten Goethe's-

sehen Lieder neuerlich zum Volkslied gemacht, nämlich: „das Haidenröslein.“ In der von Herder mitgetheilten Form heißt es: „Der Knabe sprach“ und „doch der wilde Knabe brach das Röslein auf der Haiden.“ Goethe läßt diese Artikel weg, wie er auch vom „Erlkönig“ stets ohne Artikel spricht: „Was Erlkönig mir leise verspricht“, „Erlkönig's Töchter am düstern Ort“, „Erlkönig hat mir ein Leids gethan.“ Auch Schiller läßt oft den Artikel weg; jedoch immer nur in Fällen, wo gewissermaßen eine Auflösung eines zusammengesetzten Wortes stattgefunden hat: z. B. „das Mägdlein sitzt an Ufers Grün“, „die Hand mit Feuers Hülfe baut“, „was Feuers Wuth ihm auch geraubt.“ Ganz ungewöhnlich und Goethe allein eigen ist die Weglassung des Artikels beim Superlativ; so namentlich im zweiten Theil des „Faust“: „Wichtigstes zu thun“, „und freut sich, Kleinste zu verschlingen“, „auf höchstem Baum“; wie denn überhaupt auch der Gebrauch des Superlativs von Goethe sehr geliebt wird. Von den Modernen hat diese Eigenheit insbesondere Spielhagen angenommen, z. B. in der „Sturmfluth“ sagt er: „nie eine leiseste Spur von Flachheit“, „ein eifrigster Käufer“, „keine leidenschaftlichste Hefigkeit“, „kein erbittertster Angriff.“

Der „Epilog“ gäbe noch zu weiteren Bemerkungen Anlaß, wenn es in den Bereich der „Blaudereien“ fiel, der Goethe'schen Art in den feinsten Auszweigungen ihres dichterischen Stils nachzugehen. Man lese nur aufmerksam das ganze Gedicht, und man wird in jeder Zeile eine eigenartige Wendung finden. Aber es soll dies jeder „still beglückt“ für sich allein thun; die Arbeit des Natur-

forschers, der die Blüthe der Länge nach aufschneidet und dem die Staubfäden wichtiger sind als der Duft, ist keine dankbar feuilletonistische.

Bei solcher Lesearbeit wird man auch inne werden, wie weit Goethe's Einfluß in Anschauung, Stoff und Form auf die deutsche Dichtung geht; freilich auch, daß Viele ihm abgeguckt haben, wie er sich räuspert und wie er spuckt, nicht aber wie er athmet und lebt. Ein kleines Kunststück in dieser Art hat Stephan Schütze in einem Gedicht zuwege gebracht, welches das Datum des 28. August 1833 (also des ersten Geburtstags Goethe's nach seinem Tode) trägt und im „Taschenbuch auf 1835“ veröffentlicht ist; ein Gedicht, das man sehr wohl Goethisch nennen könnte. Da es so gut wie unbekannt ist, dürfte der nachfolgende Abdruck dem Leser nicht unwillkommen sein. Es lautet:

„Wohl, ihr Kinder, bleibet so
Treu in Wort und That verbunden,
Und gedenkt beharrlich froh
Manch erwünschter schöner Stunden.

Wirkt ihr klar-verständig fort,
Jeder fest in seinem Kreise,
Trennt uns weder Zeit noch Ort,
Leben wir auf gleiche Weise.

Und ich seh' in Folgekraft
Mernten neue Saaten streuen,
Und wie Alles fördert, schafft,
Schlingt sich fort in heitern Reihen.

Mächtig, nie sich selbst genug,
Dehnt der Geist die starken Schwingen,
Regsam frei im weiten Flug
Immer Schön'res zu vollbringen.

Endlich wie der Sterne Heer
Wird Erkenntnißgut sich mehr,
Keiner fragen, streiten mehr,
Wem das Beste mag gehören.

Wie zum großen Markt der Welt,
Seh ich Alle rüstig eilen,
Bringen, forschen, was gefällt,
Und ins Erbe froh sich theilen.

Also fühl' ich, heitern Blick
Fernen Räumen hingegen,
Ueber Sternen rein'res Glück,
Mit der Welt — ein selig Leben."



XVII.

Einfluß der tschischen auf die deutsche Sprache.

Die Zweitheilung Böhmens in ein deutsches und ein tschisches Gebiet ist eine Forderung, welche von der deutschen Bevölkerung Böhmens immer dringender erhoben wird, weil der Frieden „dem bösen Nachbar nicht gefällt“. Es gibt eben in Böhmen ein großes geschlossenes deutsches Sprachgebiet, welches durch das Eindringen tschischen Wesens arg bedroht wird. Hier muß nun Vorsorge, ja auch schon Abhilfe geschaffen werden, denn mit der Trennung der Gebiete allein wäre nicht viel gethan. Es gibt noch gar viele gemeinsame Besitzthümer und Angelegenheiten, deren Scheidung nothwendig wäre und die gerade nicht in Bezirkshauptmannschaften eingetheilt sind. Hier eine Theilung vorzunehmen, ist vielleicht noch wichtiger, noch dringender, als eine Landestheilung; Anfang und Beispiel wurden ja in der Abzweigung der tschischen Universität von der alten deutschen Carolo-Ferdinandea bereits gegeben. Wir hätten noch manches Andere abzuzweigen; gehen wir damit voran, auf daß wir ein Recht erwerben, auch das Unsrige zu verlangen. Geben wir

unseren böhmischen Landes-Halbbrüdern der Zukunft, was ihnen gehört, vielleicht erhalten wir dann auch, was unser ist. Was wir an dieser Stelle in zwei theilen wollen, braucht wohl nicht mehr angekündigt werden. Haben wir doch schon, bevor die Frage noch lichterloh brannte, unsere Bemerkungen über das Prager Deutsch gemacht und den Wunsch nach Reinigung unserer Sprache von allen fremden Elementen ausgesprochen. Wir sind natürlich weit davon entfernt, zu glauben, daß die Aufgabe leicht zu lösen wäre; es bedürfte nicht nur eines richtigen und geradezu darauf gerichteten Sprachunterrichts in den deutschen Volks- und Mittelschulen Böhmens, nicht nur einer fortgesetzten Sorgfalt und Wahrung in allen Lebens- und Volkskreisen, sondern auch einer tiefgehenden Durchsäuberung unseres Sprachgebietes, das so groß und so reich ist, und auf welchem so vielerlei Unkraut das gesunde Korn überwuchert und erstickt.

Es ist sehr bedauerlich, daß von den vielen Sprachgelehrten und Literaturforschern der deutschen Universität Prag noch keiner der Frage näher getreten ist und sich den Dank der Deutschen in Böhmen zu verdienen suchte. Gehört nicht die Universität zu den vornehmsten Bollwerken deutschen Geistes in Oesterreich und hat sie nicht eben in Oesterreich, insbesondere in Böhmen den Beruf, neben dem stillen Fortwirken in den Gebieten deutschen Wissens auch das in jeder Beziehung Nächste zu pflegen, zu untersuchen, zu erörtern? Steht sie nicht mitten im Streit drin? Wehrt sie nicht von der politisch-nationalen, von der materiellen Seite die Gegner ab? Warum nicht auch von der wissenschaftlichen? Ein Einziger, der berühmte

Schleicher, als er noch in Prag wirkte, hat sich mit dem Prager Deutsch, beziehungsweise mit der Einwirkung des Čechischen auf die deutsche Sprache in Prag und ganz Oesterreich beschäftigt und seine Beobachtungen in einem kleinen Aufsatz in Herrig's Archiv aus dem Jahre 1851 niedergelegt. Diese Beobachtungen waren leider nur gelegentlicher Art — was wußte man aber auch damals von der Zweitheilung Böhmens?

Schleicher bestätigt zunächst aus eigener Erfahrung, daß in keinem Lande, wo zwei Völkerschaften vermischt untereinander wohnen, wie z. B. in Belgien, der gegenseitige Einfluß der Sprachen ein so tiefgehender sei, wie in Böhmen. Sowohl im Satzbau wie in der Wortbildung mache sich dieser Einfluß geltend. Wir wollen die Beispiele Schleicher's anführen und durch eigene vermehren, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, was überhaupt nicht die Aufgabe unserer „Plaubereien“ sein kann. Daß „Schmetten“ statt der guten deutschen Wörter Sahne oder Rahm in ganz Oesterreich gebraucht wird, ist ebenso bekannt, wie daß es vom Čechischen smetana kommt. „Kasch“ heißt der Brei, „Kren“ ist das Čechische křen und heißt Meerrettig; es ist mir aber bei diesem Wort doch verwunderlich, daß es schon in einem zu Frankfurt am Main im J. 1546 gedruckten „Kreutterbuch“ als gleichbedeutend mit Meerrettig angeführt erscheint. Die „Pawlatsch“ oder „Pablatschen“ für Altan ist das Čechische pavlač und gehört nicht bloß dem Prager Deutsch, sondern dem ganzen österreichischen Dialect an. Das Wort „gern“ wird in einer Wendung gebraucht, die seiner deutschen Bedeutung ganz zuwiderläuft. Man kann nur sagen

3. B.: „ich habe ihn gern“ (für: lieb), aber nicht: „ich bin gern, daß u. s. w.“ statt: „ich bin froh“. Der Čech hat eben für gern und froh dasselbe Wort, nämlich rád, und sagt: já ho mám rád (ich habe ihn gern) und jsem rád (ich bin froh), was er dann wörtlich im Deutschen auch nur mit einem einzigen Wort „gern“ übersetzt. — Wo der Deutsche „setzen“, „legen“ oder „stellen“ gebraucht, da sagt der Deutsche in Oesterreich „geben“, indem er das čechische dáti übersetzt, 3. B. statt: Stelle das auf den Tisch — gib das u. s. w.: dej to na stůl. Auf dem Gymnasium hatte der Professor des Lateinischen große Mühe uns auseinanderzusetzen, daß man ein so falsch gebrauchtes „geben“ nicht mit dare, sondern mit ponere übersetzen müsse, welches Wort ja viel anschaulicher und genauer ist. „Es steht nicht dafür“ statt: es lohnt nicht, oder es ist nicht der Mühe werth, ist das čechische nestojí za to. Die Adjectivbildung „Kalbernes“ (telecí maso) und „Schweinerne“ (vepřoví) ist nach allen möglichen Richtungen falsch und man muß ebenso Kalbfleisch und Schweinfleisch sagen, wie man für Rindfleisch (hovězí) nicht „Rinderne“, „Dechferne“ oder „Rüherne“ zu bilden sich gestattet.

Der Gebrauch der Vormörter ist wesentlich vom Čechischen beeinflusst. Wir sagen: „Geld auf etwas brauchen“ statt Geld zu oder für etwas, weil uns das čechische peníze na něco im Ohr klingt. Oder: „Wir sind heute auf Kaffee geladen“, „wir gehen auf ein Glas Bier“ („na kafe“, „na pivo“) statt zu Kaffee, zu Bier. Ganz merkwürdig ist der Gebrauch des Vormortes „nach“ statt „durch“ oder „mit“. Zum Beispiel statt:

„ich habe es durch das Mädchen geschickt“ — „ich habe es nach dem Mädchen geschickt“, was wörtlich aus dem Čechischen übersetzt ist, denn der Čech sagt hier: „po holce“. Ebenso falsch wird das Vorwort „von“ gebraucht. „Was kommt von dem Kleid?“ fragt man den Schneider, der das sehr gut versteht, weil er zu sagen gewohnt ist: Od (oder vielmehr vod) těch šatů přijde tolik a tolik. „Auf etwas vergessen“ und „auf etwas denken“ statt „etwas vergessen“ und „an etwas denken“ (in wörtlicher Uebersetzung des čechischen „na“) haben wir schon erwähnt. Schleicher bemerkt, daß die mit Vorwörtern zusammengesetzten Zeitwörter — welche im Čechischen immer ungetrennt bleiben, wenn ein Object hinzutritt — auch in dem beeinflussten Deutsch ihr Vorwort behalten, so: „den Fluß übersetzen“ statt „über den Fluß setzen“. Er führt auch die Redensart an: „er hat sich überzogen“ für: „er hat die Kleider gewechselt“. Hier sei auch bemerkt, daß man häufig vom „Ausziehen“ von Kleidungsstücken spricht, wo man im Deutschen „ablegen“ sagen muß. Also: die Handschuhe zieht man aus, aber den Hut legt man ab.

Die verbindende Art der Mitvergangenheit, welche im Deutschen so schön und kräftig ist, wird durch ein „möchte“ oder „würde“ abgeschwächt; z. B.: „ich möchte brechen“ statt: „ich brähe“, „ich würde geben“ statt: „ich gäbe“. Auch das ist auf die čechische Bildung dieser Form (durch das angehängte bych, bys, by, also z. B.: dal bych) zurückzuführen. Noch schlimmer ist eine im Prager Deutsch wie in ganz Oesterreich gebräuchliche Bildung durch das Anhängen eines t oder te; z. B. ich ließe' oder auch: ich lasset', statt: ich ließe. Mit Vorliebe wird auch beim

Zeitwort das Fürwort wegegelassen, wie im Čechischen. Ich kann hier wieder nur einen Gymnasial-Professor anführen, der jedesmal, wenn er einem Schüler einen Zweier gibt, die wohlgemeinte Warnung hinzufügt: „Nun, lernen recht fleißig“. Dies ist auch Schleicher aufgefallen, welcher die Redensarten: „leben wohl“, „bleiben wohl auf“ kennt. Doch citirt er auch: „Der Herr Professor wünschen“, was sich aber überall in Deutschland findet, wie wir ja schon früher einmal erwähnten. Im letzteren Beispiel tritt eben der Titel an die Stelle des Fürworts, während in den ersteren Beispielen das Fürwort gar nicht ersetzt wird.

Ebenso fehlerhaft wie „ließet“ wird die erste Person der anzeigenden Form der Gegenwart gebildet. „Ich sprich“, „ich triff“, „ich lies“ statt: ich spreche, treffe, lese, kann man auch von angeblich Gebildeten hören, welche sich's nicht zu erklären wissen, daß man „ich treffe“ sagt, da man doch „du triffst“ sagt. Dieselben kennen aber zumeist die gebietende Form wieder nur: „sprech“, „treff“ statt: sprich, triff; doch ist letzteres ein allgemeiner Fehler, den wir nicht bloß dem Prager Deutsch aufmußen wollen; sagt ja selbst Goethe fehlerhaft: „nehme“ statt nimm! — Oft wird ein Zeitwort nach dem Čechischen rückführend gebraucht, z. B.: „ich hab' mich erschrocken“ (já jsem se lek!). Das čechische „se“ wird oft wörtlich mit „sich“ übersetzt, z. B.: „wir haben sich unterhalten“.

Nicht unerwähnt bleibe eine scherzhafte Redensart, die in ganz Oesterreich bekannt ist: „einen Affen haben“ (für einen Rausch, einen Spitz u. dgl.), welche Schleicher auf die čechische gleichlautende Redensart zurückführt, die auf einem Wortspiel (opice heißt der Affe und opít se

heißt: sich betrinken) beruht, welches im Deutschen sich nicht wiedergeben läßt. Natürlich hat daher die Redensart im Deutschen gar keinen Sinn und ist gleichfalls aus der Sprache zu verbannen.

Schließlich wäre noch über die Aussprache Manches zu bemerken. Wiederholt haben wir schon auf die offene Aussprache der Vocale, welche überaus häßlich klingt und dem Klangcharakter der deutschen Sprache unangenehm nahetritt, hingewiesen. Die Betonung der Worte wird gleichfalls öchsigirt, indem bei vielen Wörtern der Ton auf die erste Silbe gesetzt wird, was namentlich, wenn sie mit Partikeln oder Vornwörtern beginnen, höchst komisch klingt. Auch die Mitlauter erfahren mannigfache Veränderung. Während der Öche in seiner Sprache die Mitlauter vorzüglich rein ausspricht, wird in dem vom Öchsischen beeinflussten Deutsch oft ein harter in einen weichen, ein scharfer in einen gelinden Laut verwandelt, und umgekehrt. So kann man oft genug „kuder“ statt „guter“ hören; „ter“ und „tie“ statt „der“ und „die“; Mozart wird hier allenthalben so ausgesprochen, als wenn er ein Öche wäre und Mosart hieße; das anlautende s wird fast immer scharf wie ß ausgesprochen, also sagen statt sagen, singen, sehen u. s. w. Sehr oft werden die Liquida umgekehrt, und zwar zumeist wenn ein l einem r vorangeht. Das Wort „Lehrer“ macht der öchsischen Zunge große Schwierigkeiten, und sie zeigt sich geneigt, lieber „rehler“, ja „rehrel“ auszusprechen. Das e in den deutschen Endsilben, welches auszusprechen oder vielmehr nicht auszusprechen nur einem Deutschen gelingt, wird im Prager Deutsch immer breit und deutlich vernommen.

Man ersieht aus diesen Bemerkungen (und man braucht nur hinzuhören, um diese Bemerkungen bestätigt zu finden), daß der Einfluß der böhmischen Sprache auf die deutsche sehr tiefgreifend und weitgehend ist. Beginnen wir also hier mit der Zweitheilung und mit der strengen Wahrung unseres Gebietes. Unsere Sprache ist das Theuerste, was wir haben, sie ist unser geistiges Vaterland, das wir mit uns nehmen, das mit uns ist, wo immer wir uns befinden. Dieses Vaterland kann uns Niemand nehmen, wenn wir daran festhalten.

XVIII.

Einfluß der deutschen Sprache auf die tschechische.

Schwieriger als die Ausscheidung tschechischer Einnengsel aus der deutschen Sprache ist jedesfalls die Reinigung der tschechischen Sprache. Diese zu unternehmen liegt nun weder in unserem Amt noch in unserer Absicht, aber einige Andeutungen mögen hier Platz finden, aus denen hervorgeht, daß die deutsche Sprache jedem Čechen ein geradezu unentbehrlicher Behelf ist.

Der leider so früh verstorbene Kunsthistoriker Alfred Woltmann, der einst den Grimm der tschechischen Blätter auf sich lud, weil er mit freiem Muth die Baudenkmäler Prags als deutscher Kunst entstammend bezeichnete, wäre vielleicht nicht angefochten worden, wenn er nicht von den Kirchen, den Palästen und dem tschechischen Nationaltheater, sondern bloß — von den Prager Brauhäusern gesprochen hätte. Denn nicht nur die Baukunst — auch die Braukunst Prags ist ursprünglich deutsch. „U kleeblattá“, „u helmá“, „u štajgrá“, „u fleká“, „u šenfloká“, „u raismoná“, „na kukliku“ (was nichts Anderes bedeutet als: „Auf Gutglück“) — sie alle haben ihre Namen von

deutschen Besitzern oder deutschen Schildern, die wohl auch auf deutsche Besitzer schließen lassen. Man muß sich beeilen, diese Namen der Nachwelt zu überliefern; denn die čechischen Bestrebungen gehen darauf aus, nicht nur was deutsch ist, sondern auch was deutsch war, zu čechisiren — der großen Zukunft eine entsprechende Vergangenheit nachzubereiten. Neulich ist auf diese Weise auch der „goldene Hecht“ čechisirt worden. Ehemals trug er eine ehrwürdige deutsche Inschrift: „Dies Haus steht in Gottes Hand — zum „goldenen Hechten“ wird es benannt.“ Offenbar aus Rücksicht für die Besucher dieses Wirthshauses wurde jedoch eine Taufe vorgenommen, die sich nicht blos auf den Hecht, der fortan nur zlatá štika heißt, sondern auch auf die Inschrift erstreckte, deren Maler wohl ein Werk für Zeit und Ewigkeit geschaffen zu haben glaubte; sie ist über-tüncht, und die Ewigkeit gehört fortan der Inschrift: „Tímto domem vládne ruka Páně — U zlaté štiky jej nazýváme.“

Sind derartige Versuche höchst belächelnswerth, so kann man doch den Bemühungen der Čechen, ihre Sprache zu reinigen, ja ihre Sprache neu zu schaffen, die Achtung nicht versagen. Wir haben von den gleichen Bemühungen der Deutschen bereits ausführlich gesprochen; aber wir müssen gestehen, daß die Deutschen nie so allgemein an dem Werk der Sprachreinigung theilgenommen haben, wie es die Čechen thun, für die es freilich den Reiz der Neuheit hat. Nicht blos die Gelehrten und Schriftsteller, sondern auch die Lehrer und Geistlichen lassen sich ihre Sprache angelegen sein, und so dringt die čechische Sprache — ein so junges Werk der Gelehrten

sie auch sein mag — mit großer Schnelligkeit in das böhmische Volk.

Dem böhmischen Volk im engeren Sinne war seine Sprache fast ganz verloren gegangen; seine Sprache besteht zu großem Theil aus deutschen Worten mit böhmischen Endungen. Hiefür haben wir bereits in den früheren Abschnitten zahlreiche Beispiele gegeben. Einen weiteren und wesentlichen Beweis hiefür liefert der Umstand, daß das böhmische Volk nicht im Stande ist, neuen Begriffen und Gegenständen sofort die sprachgemäße Bezeichnung zu geben. So heißt die Sicherheitslampe, welche seit dem Ringtheaterbrände aufgekommen ist, einfach „sichrhaic-lampa“. — Bis zum Anbruch der Verfassungsära war die Sprache in Amt und Gericht deutsch und ist es bis heute noch in der Armee, so daß das tiefe Eindringen deutscher Wörter in die böhmische Sprache leicht erklärt ist. Kommen auch französische Worte vor, so sind sie eben durch Vermittlung des Deutschen hinübergegangen; z. B. „stará remunda“ = eine alte Remonte, ein Schimpfwort für ein altes Weib; paraple von Parapluie, mašina von Maschine, rachometle von Raketen, almara von Almoir, tác von Tasse.

Selbst die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, an deren Bezeichnung jedes Volk am festesten hält, werden deutsch genannt. Tébych heißt der Teppich, forhanky Vorhänge, kistna die Kiste, putna die Wasserbutte, pikala die Büchse, dečka ein Deckchen, klika die Klinke, šuple die Schublade, širhák der Schürhafen, šporherd Sparherd u. s. w.

Von Kleidungsstücken und Schmuckgegenständen

nennen wir: mašle Maſchen, haſtle Häſtchen, kvastle Quaſten, knoſik Knopf, ſlaſſsuchy Schlaſſchuhe und ſlofrok Schlaſrock, orringale Öhringe, vikler ein großer Wintermantel, in den man ſich einwickelt, u. ſ. w.

Die Bezeichnungen der Hausräume ſind gleichfalls deutſch. So alle Bezeichnungen der Zimmer, wie Vorzimmer, Speiſezimmer, Schlafzimmer; ſpais heißt die Speiſekammer oder der Speiſeſchrank, konk heißt der Gang, bouda die Bude. Das Haus regiert der hausmistr, wie die Stadt der purkmistr.

Handwerker und Berufsarten erhalten zum Theil deutſche Benennungen. So heißt der Handſchuhmacher hančmochr, der Klempfner klempik; policait der Polizeimann; dinstmann und briftregr ſind leicht zu erkennen, ebenſo wie hauſknecht, an welchen ſich der klacek (Kloß) leicht anfügen läßt. Aus der Armee iſt begreiflicherweiſe der kmán (Gemeine) und der fraitr (Gefreiter) hinübergenommen worden; ſie ſchaaren ſich um die ſángle (Fahne).

Ebenſo zahlreiche Beiſpiele laſſen ſich für die Zeitwörter anführen: koſtovat (koſten), pucovat (puſen), ſtikovat, ſtrikovat, tumlovat (ſich tummeln) u. ſ. w.

Reizend iſt das Wort: „liſprif“ für Liebesbrief; die Röſchin erhält ihn vom ſamstr, der aus „Gehorſamſter“ entſtanden iſt. Fortelný in der Bedeutung von „ſchmuck“, „angenehm“ iſt das deutſche: „vorthailhaft“. „Toral“ iſt der Thaler und „marel“ das Malheur. Bei dieſen zwei Wörtern beſtätigt ſich unſere bereits im vorhergehenden Capitel geäußerte Beobachtung, daß der Ceche mit Vorliebe r und l umſetzt, wenn l dem r urſprünglich vorangeht.

Am allgemeinsten ist die deutsche Bejahung; das „jo“ läßt sich durch das ano nur schwer verdrängen. Auch das „kör“ von „gar“ und „holt“ von „halt“ (welches selbst wieder nur dem österreichischen Dialect eignet), gehört der böhmischen Volkssprache an.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle slawischen Sprachen, insbesondere die jener slawischen Völker, welche mit den Deutschen in naher Berührung stehen, zahlreiche deutsche Wörter aufgenommen haben. Diefür sind so ziemlich dieselben Gründe vorhanden, wie für das Eindringen des Deutschen in's Böhmische; aus der russischen Sprache ließe sich die Bedeutung des deutschen Elementes in Rußland bis in die Einzelheiten nachweisen. Die Ämter haben ganz officiell ihre deutsche Bezeichnung beibehalten. „Ober“ oder „Unter“ wird allenfalls auch russischen Wörtern vorgesetzt. „Poštamt“ ist das Postamt, „obergoffuriramt“ „Oberhoffourieramt“, „unteraficer“ „Unterofficier“, „polizmaister“ „Polizeimeister“, „gauptwachta“ „Hauptwache“, „graf“, „gerzog“, „wagenmaister“ u. s. w. „Kutscher“ heißt ein herrschaftlicher Kutscher im Gegensatz zum Lohnkutscher, der Iswostschik genannt wird. Daß die Seemannsausdrücke fast durchgehends deutsch sind, braucht uns nicht Wunder zu nehmen, da nahezu alle seefahrenden Nationen die deutschen Benennungen aufgenommen haben. Aber auch eine Menge anderer deutscher Wörter, deren Einbringen sich nicht immer leicht erforschen läßt, findet sich im Russischen; z. B. heißt der Badenbart: „backenbardi“, das Halstuch: „galstuk“, der Friseur (Perrückenmacher): „parikmacher“, das Gefängniß (der Thurm)

„tiurm“, der Wartsaal: „wagsal“, die Hülse: „gilza“, die Gartküche (Küchenmeisterei): „kuchmisterskaja“ u. s. w.

Daß diese Beispiele eben nur Beispiele sind, daß sie nur erläutern sollen und nicht erschöpfen wollen, versteht sich von selbst. Jeder Prager kann täglich und stündlich ähnliche Erfahrungen machen; man braucht auch nur die böhmischen Witzblätter durchzusehen, um sich zu überzeugen, daß die böhmische volkstümliche Schreibweise der deutschen Wörter nicht entrathen kann. Dennoch soll nicht geleugnet werden, daß auch schon unter den niederen Volksclassen das Bestreben platzgreift, sich rein auszudrücken. Das Volk ist stolz auf sich, stolz auf seine Sprache geworden. Das subjective Recht hiezu wird ihm Niemand bestreiten.

XIX.

Wer kann deutsch?

Nachdem die Debatte über die deutsche Staatsprache im österreichischen Abgeordnetenhause zur Befriedigung jener „Bürger von Kolín“ beendet ist, welche in dieser Debatte lediglich eine Verschwendung an Zeit und Steuer-geld erblickt haben, kann ich nicht umhin, meine Ansicht dahin abzugeben, daß unsere Abgeordneten die Sache nicht richtig angefaßt haben. Sie haben nämlich die Erklärung der deutschen Sprache zur Staatsprache verlangt und erhielten darauf zur Antwort, daß diese Erklärung überflüssig sei, da das Deutsche wirklich die Staatsprache bilde. Obzwar nun dieses freundliche Zugeständniß nicht die gewünschte Minorität fand, so hat der Sprechkampf doch zu keinem Resultat geführt, abgesehen höchstens von der Beförderung des Herrn Dr. Grégr vom jug-slawischen Volksmann zum österreichischen Staatsmann. Vielleicht wäre ein greifbares Resultat zu Tage gefördert worden, wenn Graf Wurmbbrand den Antrag gestellt hätte, es sei die Antwort auf die Frage: „Wer kann deutsch?“ gesetzlich festzustellen, und dieser gesetzliche Maßstab wäre dann an die Sprachkenntnisse jener Beamten u. s. w. anzulegen, von denen unablässig behauptet wird, daß sie des Deutschen mächtig, somit zur

Anstellung in rein deutschen Bezirken besonders geeignet seien. Denn schließlich ist die Frage: „Wer kann deutsch?“ bei uns doch die eigentliche Sprachenfrage; und selbst wenn das Deutsche zur Staatsprache erklärt worden wäre, so hätten doch z. B. jene Uebelstände, welche der Oberlandesgerichtspräsident von Böhmen in einem Erlaß rügte (ein Erlaß, welcher, wie der Justizminister hervorhob, der Unparteilichkeit wegen nicht an eine bestimmte Nationalität gerichtet, thatsächlich aber durch die groben Verflöße gegen die deutsche Sprache in Urtheilen und Erkenntnissen, die von öchischen Beamten verfaßt worden, hervorgerufen war), noch immer keine Abhilfe gefunden.

Wer kann deutsch? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Jedes öchische Dienstmädchen erklärt deutsch zu können, weil es die Worte: „Knäbige Frau“ hervorzubringen im Stande ist. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die deutschen Familien in Prag von ihrem Gesinde jetzt strenger als je die Kenntniß der deutschen Sprache verlangen. Da jedoch das Dienstmädchen bei den Aufnahmeverhandlungen sich darauf beschränkt, mit einem „Ja, ich bitte“ alle Fragen zu beantworten, mit einem „Kistihant“ einzutreten und zu gehen, so merkt die hintergangene Familie erst zu spät an dem Kauderöchisch der Neuaufgenommenen, was diese eigentlich unter „deutsch“ versteht. Und gerade so ist es mit den Beamten.

Der öchische Student, der aus einer öchischen Gegend kommt, an einem öchischen Gymnasium studirt hat, aus den „Národní Listy“ die Verachtung der deutschen Sprache lernt, und der endlich die Gesetze nicht im

deutschen Urtext, sondern in der dachsischen Uebersetzung einpaukt, der kann, sobald er in die Beamtenlaufbahn eintritt, unerwarteter Weise plötzlich deutsch, er weiß selbst nicht wieso. Kommt ein dachsischer Candidat vor die Staatsprüfungscommission, so sind die deutschen Prüfungscommissäre oft gar nicht in der Lage, sich ein Urtheil darüber zu bilden, ob der Candidat etwas weiß; denn in den Gegenständen, in denen er deutsch geprüft wird, giebt er entweder gar keine oder eine sprachlich so verworrene Antwort, daß man nicht weiß, ob die Verworrenheit der Unkenntniß der Sache oder der Unkenntniß der Sprache zuzuschreiben ist. In solchen Fällen sind dann die Prüfungscommissäre fast ausnahmslos vor die Nothwendigkeit gestellt, die Unkenntniß der Sprache anzunehmen; aber keiner von ihnen hat den Muth, dem Candidaten wegen Unkenntniß der Sprache seine Stimme zu verweigern.

Daraus entsteht gar mancher heitere und mancher verbießliche Zwischenfall beispielsweise in der Rechtsprechung. Es giebt Richter, welche wohl so viel Deutsch verstehen, um die gewöhnlichen Fälle und Klagen gehörig zu erledigen; aber wenn ein Anwalt einmal in der Lage ist, sein Recht in einer schwierigen Erörterung darzulegen, so ist es dem Richter, wenn er nicht ein Deutscher von Geburt, entschieden unmöglich, in alle sprachlichen Feinheiten der Sakschrift einzubringen. Dann muß das Oberlandesgericht verbessernd eintreten, und gewiß war es auch die Häufung solcher Fälle — jeder Anwalt kann ein Duzend aufweisen — welche den bezogenen Erlaß des Oberlandesgerichtspräsidenten zur Folge hatten.

Noch bedenklicher gestaltet sich die Frage bezüglich der Anstellung der Staatsanwälte; sogar in rein deutschen Kreisgerichtsstädten wurden Čechen als Staatsanwälte bestellt. In den Händen dieser liegt das Schicksal der deutschen Presse; aber ist es einem čechischen Staatsanwalt möglich, dem deutschen Journalisten in alle Feinheiten einer vorsichtigen Sprache zu folgen und gleich dem Journalisten die Grenze zwischen Erlaubtem und Strafbarem sicher im Auge zu behalten?

Auf das verderbte Deutsch, das die Prager sprechen, haben wir schon hingewiesen. Auch auf die Einbildung, in welcher die lieben Prager bezüglich ihres Deutsch leben. Man braucht nur eine Stichprobe auf dieses Deutsch zu machen, um die Eingebildeten eines Besseren zu belehren. Prüfen wir z. B. den Gebrauch der Vorwörter. „Gegen dem“, diese Blüthe der Amtssprache, haben wir schon vorgezeigt. Es ist wahrscheinlich nach „wegen dem“ gebildet; wenn Einer einmal wegen mit dem Wesenfall verbindet, so ist seine Sprache schon „affectirt“. Wie viel Prager wissen, daß „ohne“ nach den gegenwärtig geltenden Sprachgesetzen den vierten Fall verlangt? Gelernt haben sie's richtig, wissen's vielleicht auch noch, aber Alle sagen: „ohne dem“. — „Ich bin am Belvedere gewesen“, sagt der Prager; und damit man ja nicht glaubt, daß er den Fluß entlang am Belvedere gegangen ist, sagt er ausdrücklich: „Ich bin am Belvedere oben gewesen,“ statt: auf dem Belvedere; ein Fehler, den übrigens alle Oesterreicher machen. „Ich geh' zu Hause,“ sagt der Prager, da ist er aber noch lange nicht zu Hause, sondern muß thatsächlich erst nach Hause gehen, bevor er

zu Hause gehen, d. h. einen Hausspaziergang unternehmen kann. „Er ist Lieutenant bei die Jäger,“ lautet eine Auskunft, die man oft genug erhält.

Giebt es nun Leute, welche ihre Sprache vor so groben Fehlern bewahren, so meinen sie schon Wunder was; kommt ihnen aber eine ungewöhnliche Fügung überquer, so sind sie gleich bereit, dieselbe zu verdammen und für nicht deutsch zu erklären — weil sie selbst eben nicht deutsch können. (Hier sei eingeschaltet, daß viele Leute nicht zu unterscheiden wissen zwischen „etwas kennen“ und „etwas können“; sie helfen sich daher gewöhnlich mit der Nennform und überlassen es dem Hörer zu entscheiden, ob sie „können“ oder „kennen“ gesagt haben; sollen sie aber geradeaus das Bekenntniß ihres deutschen Könnens ablegen, so sind sie in schweren Zweifeln, ob sie sagen sollen: „ich kann deutsch“ oder „ich kenne deutsch“.) „Ich hab' es sagen hören,“ „ich hab' ihn kennen lernen“ und ähnliche Fügungen mit den Zeitwörtern: helfen, lassen, können, dürfen, heißen, machen, mögen, müssen, sehen, sollen u. s. w. — darüber ziehen die Herren ihre Brauen zusammen. Sie möchten wetten, man müsse richtig sagen: „ich hab' es sagen gehört,“ „ich hab' ihn kennen gelernt,“ weil „sagen hören“, „kennen lernen“ ihnen eine Sprachwidrigkeit scheint. „Er hat es nicht Wort haben wollen“ — das verstehen sie nicht einmal, und so giebt es noch eine Menge von Fügungen, welche man unbedingt kennen muß, wenn man behauptet, deutsch zu können.

Man glaube nun nicht, daß ich in der Beantwortung der Frage: „Wer kann deutsch?“ allzu weite Folgerungen ziehen will. Auf unsere örtlichen Verhältnisse angewendet,

muß ich die Frage so beantworten, wie etwa Lienbacher den Begriff der Staatsprache erklärt hat. Ich meine also, daß für die Beurtheilung eines Beamten, der berufen sein soll, deutsch Amtes zu handeln, die Bestimmung aufgestellt werden muß: „Deutsch kann Derjenige, der so deutsch kann, wie ein Deutscher.“ Bleibt nur noch die Frage übrig: „Wie kann ein Deutscher deutsch?“ — „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht,“ diesen Ausspruch Goethe's haben wir schon in einem vorhergehenden Capitel angeführt, und in der That, je mehr man sich mit seiner Sprache zu befassen sucht, desto sicherer kommt man dahinter, daß der Fleiß und die Arbeit eines Lebens nicht hinreichen, um die Sprache auszumessen. Man hat ausgerechnet, daß Grimm's Wörterbuch der deutschen Sprache, wenn dasselbe vollendet sein wird, und zwar im gleichen Verhältniß zum Umfange der bisher erschienenen Bände, nicht weniger als eine halbe Million Wörter enthalten wird. Dabei ist zu erwägen, daß dieses Wörterbuch nur die Wörter der neuhochdeutschen Schriftsprache enthält, und weder auf die Dichter des Mittelalters zurückgeht, noch in die einzelnen, manchmal unglaublich reichen Mundarten der deutschen Sprache übergreift. Dabei ist ferner zu bedenken, daß die einzig dastehende Fähigkeit der deutschen Sprache für Neubildungen durch Zusammensetzung der Wörter immerwährend ausgenützt wird und daher naturgemäß das Wörterbuch hinter der Sprache zurückbleibt; endlich daß Grimm's Wörterbuch trotz des Riesenfleißes und der großen Gelehrsamkeit, welche darauf gewendet werden, nicht einmal vollständig ist; wenigstens hat Sanders schon an dem ersten Bande

von Grimm nachgewiesen, daß demselben mehrere hundert Wörter fehlen. Bleiben wir trotzdem bei der oben genannten Zahl von bloß einer halben Million Wörter — die deutsche Sprache ist so reich, daß es ihr auf ein paar Tausend mehr oder weniger nicht ankommt — und rechnen wir noch die von uns Deutschen gebrauchten Fremdwörter hinzu — Heyse's Fremdwörterbuch enthält deren 90,000, während das von Sanders nicht weniger als 200,000 enthalten soll — so ergibt sich, daß kein einziger Mensch deutsch kann, wenn die Frage: „Wer kann deutsch?“ mit der Forderung beantwortet werden sollte: „Derjenige, der den ganzen deutschen Sprachschatz inne hat.“

Will man überhaupt die Größe des Sprachbesitzes des Einzelnen als Maßstab gelten lassen, so gelangt man zur Einsicht, daß der Sprachbesitz des Einzelnen im Verhältniß zum Sprachbesitz des Volkes geradezu verschwindet. Man nimmt an, daß ungebildete Leute auf dem Lande mit ungefähr 300—500 Wörtern auskommen; alle ihre Bedürfnisse, ihr ganzes Leben sprechen sich in dieser geringen Zahl aus. Man hat ferner ausgerechnet, daß Shakespeare, dem auch bezüglich des Wortreichthums kein Dichter gleichkommt, in seinen Werken 15,000 Wörter verwendet. Nehmen wir nun an (um bei einem deutschen Beispiel zu bleiben), daß Goethe über einen gleich großen Sprachschatz verfügt hat, so ergibt sich, daß man der größte Dichter sein kann und doch nur etwa den fünfzigsten Theil des Sprachschatzes seines Volkes inne zu haben braucht.

Das Ausmaß des Sprachbesitzes läßt sich demnach in zweierlei Richtung so weit festsetzen, daß man sagen kann:

Zum Sprechen braucht man so viel Wörter, als man im Verkehr mit den Gebildeten des Volkes anwenden muß, um über alles das sich verständlich zu machen, was in das Gebiet der allgemeinen Bildung gehört. Das ist eigentlich recht wenig verlangt. Denn in dieses Ausmaß ist die Sprache des Volks nicht einbezogen. Wie viel Gebildete giebt es z. B., welche die Werkzeuge der Handwerker alle bei ihren deutschen Bezeichnungen zu nennen wissen? Wie viele giebt es, die, um ein eng abgegrenztes Beispiel zu wählen, alle Theile eines Wagens, ja auch nur eines Rades zu bezeichnen vermöchten? Und wäre es nicht wünschenswerth, das zu können? Freilich ist dies nicht bloß eine Frage des Sprach-, sondern auch des Anschauungsunterrichts. Daß aber das angenommene Ausmaß des Sprachbesitzes auch wieder recht weit gefaßt ist, wird sofort aus einem anderen Beispiel hervorgehen. Es ist nun einmal heute so die Ansicht, daß man vom Handwerk nichts, viel aber von der Kunst verstehen müsse, um zu den allgemein gebildeten Menschen zu zählen. Wer sagt mir, was eine Fäse oder Schmiede, ein Abhängling, eine Gehrung, Auslucht, Beischlag, Walm, Dielenkopf ist? Wer führt mir die kunstgeschichtliche Bedeutung von Wörtern wie: Flucht, Abschnitt, Findling, Klaue, Schnauze u. f. w. an?

Das Ausmaß des Sprechens allein genügt aber nicht. Man macht sich leichter verständlich, als daß man versteht. Zur Bildung, also zur genügenden Kenntniß einer Sprache gehört, daß man die besten Dichter und Schriftsteller der betreffenden Sprache versteht. Wer z. B. die Dichtungen Schiller's und Goethe's nicht versteht (natürlich mit Aus-

nahme jener Stellen, deren Verständniß durch die bloße Sprachkenntniß überhaupt nicht erreichbar ist) der kann einfach nicht deutsch. Wir haben mit den Äbseln gezuckt, als wir vor Kurzem hörten, in Frankreich sei eine Ausgabe von Goethe's „Faust“ erschienen, welche für den deutschen Sprachunterricht an französischen Mittelschulen bestimmt ist. Wir meinen, der „Faust“ sei für die Franzosen zu schwer. Aber offenbar haben sie eingesehen, daß sie nicht deutsch können, wenn sie den „Faust“ nicht verstehen, und so gehen sie denn — da sie glücklich zu der Einsicht gelangt sind, welche den „Národní Listy“ noch fehlt, nämlich: daß die Kenntniß des Deutschen selbst für die Franzosen, die doch im glücklichen Besitze einer Weltsprache sind, unumgänglich ist — an die schwierige Aufgabe. Wäre es also ein Unrecht oder auch nur eine Unbilligkeit, zu verlangen, daß jene Čechen, welche in deutschen Bezirken ein Amt anstreben, sich wenigstens mit dem Verständniß von Schiller und Goethe auszuweisen hätten? Ich glaube, es wäre ihr Schade nicht.

XX.

Zeitungsdeutsch.

In einer der mannigfachen Zuschriften, mit denen ich während des Erscheinens dieser Plaudereien im Feuilleton der „Bohemia“ beehrt wurde, wird darauf hingewiesen, daß es löblich sei, für die Reinigung und Reinhaltung der Sprache zu arbeiten, daß aber gleich der Titel dieser Aufsätze den angedeuteten Bestrebungen widerspreche. Ganz abgesehen davon, daß es schwer halten würde, ein deutsches Wort zu finden, welches so umfassend ist, wie „Linguistisch“, und welches das Einbeziehen so verschiedenster Fragen in den Rahmen „linguistischer Plaudereien“ gestattete — das fremde Wort ist einfach auf Rechnung des Journalisten — Pardon! Verzeihung! — des Zeitungs-schreibers in mir zu setzen. Es ist wahr, wenn irgend Jemand die Sprache verwelst, ist es der Zeitungs-schreiber. Ob er der „factiösen Opposition“ angehört oder der „autonomistisch-clericalfeudalen Majorität“, oder ob er „officiös“ oder „liberal“ ist, er drückt sich nur in Fremdwörtern richtig aus. Statt Verbesserung sagt er Reform, statt Lebensbedingungen — vitale Interessen, statt Menschlichkeit — Humanität, statt Thathandlung — Action, statt Zwiespalt — Conflict, — doch wo fängt

man da mit Beispielen an, wo hört man auf? Den Leitartifel bezeichnet er vornehm mit „Leader“, für „Feuilleton“ und „Entrefilet“ hat er gar keine deutsche Bezeichnung, „Correspondenzen“ und „Telegramme“ kommen selbstverständlich aus dem Auslande, ob sie nun „privat“ oder „speciale“ sind oder von dem „Correspondenzbureau“ herrühren. Von den verschiedenen „Chroniken“ bis zu den „Inseraten“ oder „Annoncen“ (der „Kleine Anzeiger“ macht eine rühmliche Ausnahme) — ist Alles, Alles fremd.

Der vornehmste Grund für diese Verwelschung liegt zunächst darin, daß unser Zeitungswesen in Form und Inhalt von England und insbesondere von Frankreich beeinflusst wird. Sodann in der Sprache der Diplomatie und Politik, die noch immer französisch ist und deren Wiedergabe den Hauptinhalt der Zeitungen bildet. Die diplomatische Sprache ist ja sprüchwörtlich geworden; sie drückt Alles fein und vorsichtig, aber auch zugleich genau aus, und da ist es denn nothwendig, ihre Ausdrücke und Wendungen in die Zeitung hinüberzunehmen. Freilich wäre es wünschenswerth, daß sich die Zeitungsschreiber — die Journalisten hören sich nicht gern so nennen — bemühten, die diplomatische Sprache zu verdeutschern. Haben sich die Deutschen den Völkern Europas durch Thaten verständlich gemacht, so sollte es ihnen doch, meine ich, nicht allzuschwer fallen, auch ihren Worten Verständniß und Geltung zu verschaffen. Man müßte sich allerdings Zeit dazu nehmen, und die gerade mangelt den Journalisten; so mögen die Botschafter und Gesandten anfangen. Ihr Personal ist ja groß genug, und Manchem, der im

Budget einen weit höheren Posten einnimmt, als an dem Hofe, wo er beglaubigt ist, würden wir dann verzeihen, wenn wir nur wüßten, was er thut.

Auch im inneren Staatsleben wimmelt es von fremden Bezeichnungen, die wir gleichfalls aus dem Wörterbuch fremdländischer Verfassungen überkommen haben. Wir haben da z. B. „Minister“, welche längst hätten abgeschafft werden sollen, für die ich aber das rechte Wort noch nicht gefunden habe; ich bitte daher alle deutschen Stammesgenossen, mich in meiner Suche danach zu unterstützen. Den Finanzminister sollte man Geldminister nennen, wenn es auch nur ein trauriger Witz wäre; der Justizminister könnte ähnlich Rechtsminister, und der Cultusminister Verehrungsminister heißen, wobei man ja zugleich an die Verehrung denken kann, welcher sich der gegenwärtige Träger dieses Titels bei den Freunden der Schulnovelle erfreut. So geht es durch alle Ämter, vom Cassationshof bis zum Bagatellgericht, vom Finanzlandesdirectionsvicepräsidenten bis zum Revisor und Controlor, von den Conceptsbeamten bis zu den Manipulationsbeamten. Hier kann die Zeitung natürlich eine Aenderung nicht vornehmen, man würde sie einfach nicht verstehen.

Ein anderes großes Gebiet, aus welchem die Zeitung ihre Mittheilungen schöpft, ist das der Wissenschaften. Die Deutschen sind darin wahrlich weit genug gekommen, und z. B. der letzte „internationale Aerzte-Congreß“ in London hat ihnen sehr rühmliche Anerkennung von Seiten fremder Gelehrten eingebracht. Aber es ist ihnen immer nur um das Wesen, nicht auch zugleich um die Form zu thun. Der Franzose hat es leicht, lateinische Ausdrücke

in seine Sprache aufzunehmen; sie sind seiner Sprache verwandt und lassen sich ohne Mühe verähnlichen und verschmelzen. Aus Rücksicht für die Allgemein-Verständlichkeit wählt auch der Deutsche keine anderen als lateinische und griechische Bezeichnungen. Warum? Ist seine wissenschaftliche Leistung wichtig und von Belang, so wird der fremde Gelehrte schon Mittel und Wege wissen, sich dieselbe anzueignen. Für den Unterricht, für die Volksthümlichkeit der Wissenschaft ist es aber durchaus nöthig, daß ihre Ausdrücke verständlich, daß sie überhaupt deutsch werden. Volksthümlichkeit der Wissenschaft! wird der Gelehrte naserümpfend ausrufen. Vor ihm haben das Andere in ihrer Studirstube auch gethan. Aber es ist ja keine Frage, daß sich der Kreis des Wissenswerthen, ja Wissensnöthigen immer mehr und mehr erweitert und daß die Ergebnisse aller Forschung Gemeingut des Volkes werden müssen, wenn die Forschung nicht todt sein will. Man sehe einmal die Čechen an! Sie haben endlich eine čechische medicinische Facultät — zu deutsch: die Gelegenheit, sich zu čechischen Ärzten auszubilden. Noch müssen sie sich zum großen Theil der deutschen, richtiger: fremden wissenschaftlichen Ausdrücke bedienen. Aber sie arbeiten unausgesetzt daran, alle Bezeichnungen nur aus ihrer Sprache zu nehmen — und wie große Schwierigkeiten ihnen das jetzt noch macht — denn ein Arzt muß ja nicht zugleich Sprachgelehrter sein — und wie umfangreich diese Arbeit auch ist, es werden nicht viel Jahre vergehen, und die Čechisirung aller nöthigen Bezeichnungen wird vollzogen sein. Freilich, wir sagten schon oben: es ist nur die Form und nicht das Wesen; aber diese Form ist nach

einer anderen Richtung hin Wesen, und die Arbeit an der Sprache läuft bei jeder geistigen Arbeit wie selbstverständlich mit.

So ist es denn für den Zeitungsschreiber schwer, Ausdrücke anders zu gebrauchen, als sie ihm der Beruf vorschreibt. Und dazu kommt noch Eines. Der Journalist schreibt für den Tag, für die Stunde. Er hat kaum Zeit, zu überlesen, was er geschrieben, er kann nicht feilen, wie der Schriftsteller, der, wenn auch nicht neun Jahre, so doch oft und lange genug sein Werk durchsehen kann, bis er es von allen äußeren Fehlern befreit. Und welche Gewandtheit gehört erst überhaupt dazu, einen Bericht, einen Artikel in der Form niederzuschreiben, daß das Geschriebene druckfähig ist, ob auch der eine und andere der besonderen journalistischen Fehler darin vorkommt! Mancher Professor, der ein dickleibiges Handbuch geschrieben hat, sitzt oft stundenlang über einer kleinen Notiz, wenn er einmal in die Lage kommt, eine solche abfassen zu müssen; und dann wird dieselbe erst noch von dem Redacteur druckfähig gemacht, während der Reporter im Stande ist, in derselben Zeit eine ganze Zeitungsspalte niederzuschreiben.

Auf Eins und das Andere möchte ich indessen trotzdem hinweisen. Es gehört zu den journalistischen Unarten, die Vornamen nicht zu verdeutschen. So wird von König Alfonso gesprochen, da er doch Alfons heißt; der Präsident der französischen Republik heißt Julius Grevy, wird aber nie anders als Jules Grevy genannt. Koloman heißt Karlman, und doch verfällt Niemand darauf, den deutschen Vornamen anzuwenden. Warum? Wenn Kolar

in seiner böchischen Uebersetzung des Goethe'schen „Faust“ (man hat mir alles Ernstes versichert, daß sie besser sei, als das Original, was ich, wie bedauerlich es auch sei, nicht bestätigen kann) den „Heinrich“ in einen „Hynek“ umwandelt, und das verzweifelnde Gretchen beziehungsweise die „Markéta“ zum Schluß: „Hynku! Hynku!“ rufen läßt, so mag das dem Deutschen komisch klingen (gar wenn er weiß, daß Hynek Ignaz heißt), aber der Deutsche würde es mit dem Čechen lächerlich finden müssen, wenn das böchische Gretchen: „Heinrich! Heinrich!“ ausriefe. Einen Vornamen in fremder Form zu gebrauchen, ist noch überflüssiger, als ein sonstiges Fremdwort, weil letzteres eine Nebenbedeutung haben kann, was bei einem Vornamen nicht vorauszusetzen ist.

Eine üble Gewohnheit ist die Umschreibung von Zeitwörtern durch ein mit einem Hauptwort verbundenes Zeitwort, z. B.: „in Erwägung ziehen“ statt „ermägen“, „in Rechnung bringen“ statt „ein“ beziehungsweise „aufrechnen“, „in Wegfall kommen“ statt „wegfallen“, „in Verlust gerathen“ statt „verloren“.

Ein weiterer Fehler ist — ich folge hier einem in Herrig's Archiv veröffentlichten Vortrag von A. Lübben — der häufig falsche Gebrauch der Mittelwörter als Eigenschaftswörter, welcher allerdings nicht in den Zeitungen allein zu finden ist. Zum Theil hat sich dieser Gebrauch so eingebürgert, ist auch in manchen Mundarten so regelmäßig wiederzufinden, daß er nicht gut verbannt werden kann; z. B. „sitzende Lebensweise“, „fahrende Habe“. Schiller sagt: „schwindelnde Höh“, während doch die Höhe nicht schwindelt, sondern schwindeln macht; Goethe

spricht von einer „vorhabenden Reise“; Spielhagen läßt seine Diener gewöhnlich eine „wohlthätige Nacht“ wünschen. Seume's „übertünchte Höflichkeit“ gehört wohl nicht unter diese Beispiele, weil Seume das „übertünchte“ in der Bedeutung von „aufgetünchte“ gebraucht hat, und in diesem Falle gegen die Fügung nichts einzuwenden ist. Die „reitende Batterie“, die „fallende Sucht“, die „melkende Kuh“, die „stillschweigende Bedingung“ werden nicht mehr angezweifelt. Nach solchen Mustern wird man gewiß Bedenken tragen, diese verkürzte Redeweise ganz zu verwerfen, aber man wird sich ihrer doch nur selten bedienen. In keinem Falle aber kann man eine solche Zusammensetzung gebrauchen, wenn das als Eigenschaftswort gebrauchte Mittelwort der Vergangenheit mit einem Object verbunden ist; also: „die mich seit Jahren gepeinigten Hämorrhoidalbeschwerden“ (was ich nur beispielsweise zu nehmen bitte) oder: „das ihn betreffende Unglück“. oder: „die sich selbst auferlegte Zurückhaltung“, wie Julius Wolff im „Süßmeister“ schreibt.

Mit Vorliebe wird auch ein Beiwort, welches zufällig der Form nach für ein Eigenschaftswort genommen werden könnte, als solches gebraucht. Man sagt: „die zwangsweise Abschiebung“ — was entschieden falsch und unmöglich ist. Man spricht ferner von „städtischen Rechnungen“, als ob sie im Gegensatz zu ländlichen stünden; man muß einfach „ Stadtrechnungen“ sagen. Man spricht mit Recht von „königlicher Pracht“, aber es ist falsch, das Theater auch königlich zu nennen (sofern darin nicht königlich gespielt wird und man sich nicht königlich unterhält); man muß einfach „Königstheater“ sagen, wie wir

ja unser deutsches Theater in Prag als „Landestheater“ bezeichnen, und keineswegs als „ländliches“, was sonst als eine kritische Aeußerung anzusehen wäre. Anstatt der falschen Anwendung der Eigenschaftswörter gewöhne man sich entweder ein zusammengesetztes Wort oder den Wesenfall zu gebrauchen.

Am Schlusse dieses unvollständigen Verzeichnisses (über das Zeitungsdeutsch ist erst neulich ein ganzes Buch erschienen, das mir leider nicht vorlag) sei einer ganz eigenen journalistischen Unart im Satzbau gedacht, der wir auf Schritt und Tritt in allen Zeitungen begegnen. Neulich war zu lesen: „Es wird berichtet, Tisza werde nach Wien reisen und werde dieser Reise große Bedeutung —“ nun sage mir der Leser, was er hier erwartet? Offenbar das Wort: „beilegen“. Einen anderen Schluß läßt diese Satzfügung nicht zu. Thatsächlich aber folgte: „beigelegt“. Oder es heißt, wie neulich ein Provinzblatt an einem treffenden Beispiel gerügt hat: „Der Ball war sehr besucht und wurde Terpsichoren bis in die Morgenstunde gehuldigt.“ Also der Ball wurde der Terpsichore gehuldigt! Hier wird immer entweder ein „es“ vor dem Zeitwort ungerechtfertigt ausgelassen, oder das Subject des Satzes wird dem Zeitwort nachgestellt und von demselben so weit als möglich entfernt. Dieses „und“ hat aber seine schwere Bedeutung und Nachdrücklichkeit längst eingebüßt und ist noch schwächer als „aber“, „oder“, „denn“ u. s. w. Doch dieser schauerhafte Fehler scheint unausrottbar zu sein — „und“ wird denselben so mancher Zeitungsschreiber noch oft begehen.“

XXI.

Der Muth zum Reden.

Zum Sprechen gehört, wie wir nunmehr an den mannigfachsten Beispielen dargethan haben, sehr viel; noch mehr aber gehört zum Reden. Jeder Gedankenausdruck ist eine zusammengesetzte Thätigkeit, wie schon die Bezeichnung lehrt. Man muß erst einen Gedanken haben (gleichviel, ob er gehörig durchdacht ist oder nicht) und dann muß man einen Ausdruck dafür gewinnen. Die natürlichste und einfachste Art des Ausdrucks ist die Sprache — aber wie lange dauert das, bis wir diese Art als natürlich und einfach anerkennen, und wie lange, bis wir uns entschließen, diese Ausdrucksart zu gebrauchen! Denn, um kurz zu sagen, was wir meinen: zum Sprechen gehört eine gewisse mechanische Fertigkeit, zum Reden aber gehört Muth. Die erstere eignet man sich verhältnißmäßig leicht an, den letzteren lernt man oft sein ganzes Leben nicht, und oft wieder erlangt man ihn in einem einzigen Augenblick. Sprechen heißt: seinen Gedanken Worte verleihen; Reden heißt: zu Jemanden sprechen. Das Sprechen ist bedeutsam für mich, weil es mir selbst zur

Klarheit meiner Gedanken verhilft, das Reden ist zunächst bedeutsam für den Zweiten, dem ich meine Gedanken mittheile.

Man kann an jedem Kinde beobachten, wie der Muth zum Reden gelernt sein will. Schon während das Kind sprechen lernt, muß es seine Schüchternheit und Furcht überwinden. Es hat in seinem noch ungegliederten Geplauder einen Laut gefunden, der wie „Papa“ klingt. Nun kommt eilends der Papa und will das noch einmal hören. Er spricht dem Kinde das Wort vor, aber es starrt ihn fremd an, obzwar es sonst schon Zeichen des Erkennens gegeben hat, und wendet sich dann weinend um, die leichten Thränen in die Schulter der — Wärterin zu verweinen. Die Wärterin oder das Kindsmädchen, oder wie es heißt, ist seine erste Vertraute. Vorläufig spricht es nur zu ihr, und erst nach langer Arbeit gewinnt es den Muth, seine Fähigkeit zu gebrauchen. Aber es trete ein Fremder in's Zimmer und die glücklichen Eltern versuchen, die Sprachkünste des Kindes springen zu lassen — ja! wenn nur das Kind den Muth hätte, zu einem Fremden zu sprechen! Aber es schweigt, und da hilft kein Zureden, das Kind wagt kein Wort. Es muß erst lernen, daß seine Stube nicht die Welt ist, in der es in alle Zukunft so weiter leben wird. — Am gesprächigsten ist das Kind für sich allein. Das kleine Mädchen, das die Puppe in den Armen hält, ermüdet gar nicht, ihr zuzureden, und redet sich oft außer Athem. Der Puppe gegenüber hat das Kind Muth. Es fühlt die Willenlosigkeit des ausgestopften Wesens, es fühlt seine Ueberlegenheit, und es hat den Muth zum Reden. Ebenso der Knabe,

der seine Sandhaufen eintheilt, seine Silberbücher durchblättert. Aber blickt einmal das Kind von seinem Spiele auf und sieht sich beobachtet, so verstummt es sofort, wird schüchtern und verlegen.

Nun kommt die Deffentlichkeit des Kindes: die Schule. Hier gibt es täglich Muthproben, aber selten fallen sie glücklich aus. Mit dem Nachbar oder der Nachbarin befreundet sich das Kind bald; dann wird „geschwätzt“. Nun ruft der Lehrer, und das Kind verstummt. Es kann vielleicht seine Aufgabe sehr gut, aber es gehört ein geduldiger Lehrer dazu und ein freundlicher, um das Kind aufzumuntern. Ich glaube, die Lehrer sollten sich immer erst fragen, ob mangelnder Muth oder mangelnde Kenntniß aus dem Kinde ihnen entgegenschweigt; manches Kind wird durch eine falsche Voraussetzung des Lehrers noch mehr eingeschüchtert und in seinem ganzen Wesen für die Zukunft bestimmt. Hat das Kind sich endlich mit dem Lehrer vertraut gemacht, so muß es den Muth lernen, zur ganzen Classe zu sprechen: es muß declamiren. Da sieht es hundert Augen auf sich gerichtet, und stockt bald; aber schließlich sind es nicht seine eigenen Worte, die es zu sprechen hat, ein Anderer, der Dichter, spricht ihm ja gewissermaßen vor, und so geht es allenfalls noch. Die letzte Stufe in der Erlernung des Muthes zum Reden wird in den Mittelschulen noch vielfach außer Acht gelassen. Den Schüler hervorzurufen — die Schülerin braucht nach den bisherigen Anschauungen nicht öffentlich zu reden — ihm einen Gegenstand zu geben, den er vor dem Lehrer und der ganzen Classe rednerisch behandeln soll, das gehört zu den Seltenheiten, zu den Versuchen,

die der Lehrer bald fallen läßt, weil sie in der Regel im Anfang mißglücken. Aber er versuche es öfter, er lasse sich durch die ersten Mißerfolge nicht abschrecken, er lasse die Schüler erst das Stottern und Stammeln überwinden, und er wird sich den Dank aller seiner Schüler erwerben.

Denn wie oft gibt es im Leben Anlässe, wo man aufstehen soll und zu einer Anzahl von Leuten reden, die man überreden möchte — sei es auch nur, mit dem Redner „das Glas zu erheben und mit donnerndem Hoch den Hausherrn leben zu lassen!“ Aber da hat man sich von seinem Sitz erhoben, da steht man und klammert sich an sein eigenes Glas — ein Glück, wenn es ein solides Bierglas ist — und hat nicht den Muth, auf das „Meine Damen und Herren!“ etwas anderes folgen zu lassen, als eine Wiederholung der Anrede in veränderter Reihenfolge, worauf man, um es kurz zu machen, den Namen des gefeierten Jubilars ausstößt und sich dann verstoßen die Schweißtropfen abtrocknet. Ja, es ist entsetzlich, wenn so viele Leute von Einem etwas erwarten und man sich fragt: Bist du denn auch berechtigt, zu ihnen zu sprechen? Man wende mir nicht ein: wer etwas zu reden weiß, der findet auch den Muth dazu. Das kommt sehr selten vor.

Aber es kommt vor, das gebe ich zu. Es gibt Leute, die den Muth zum Reden haben, bevor sie noch wissen, was sie reden sollen; die schon als Kinder Jedermann ansprechen, und die sich später zu gewaltigen Toastrednern entwickeln. Das sind Leute, welche die sogenannte „scheußliche Gewandtheit“ besitzen, und die, weil sie den Muth haben, gewöhnlich auch ein Wort zu finden wissen. Das sind die „geborenen Redner“, und doch sind sie nur Rednerzweiten Ranges.

Die großen Redner sprechen natürlich, und natürlich kann man nur sprechen, wenn man frei von jeder Befangenheit ist, wenn man den Muth hat, sich selbst zu vergessen. Manchmal gebiert ein bedeutender Augenblick einen Redner, und ich erinnere hier an die erste freie Rede, die in Oesterreich gehalten worden ist. Für unseren Gegenstand ist es sehr belangend und förderlich, zu hören, wie Dr. Fischhof dazu kam, vor dem Landhause in Wien am 13. März 1848 eine Rede zu halten. Das Volk hatte von diesem Tag etwas zu erwarten und war vor's Landhaus gezogen, in der Absicht, die ihm genehmen Stände zu begrüßen. Allein die Stände hatten ihre Uniformen zu Hause gelassen und schlichen sich heimlich in's Landhaus ein. „Die Spannung im Publicum“ — so erzählt Fischhof (nach der Mittheilung Reschauer's in dessen Geschichte der Wiener Revolution) — „hörte daher allmählich auf, die Geduld der Leute ging fast zu Ende, und es wurde an verschiedenen Orten bereits darüber gelacht und gewitzelt, daß Niemand sich rühre und Einer von dem Anderen zu erfahren hoffe, warum wir eigentlich zum Landhause gekommen seien. Diese Selbstironie Einzelner wirkte so ansteckend, daß Manche bereits anfangen, durch laute Späße die Lachlust ihrer Umgebung zu erregen. Mich versetzte dieses Treiben in die lebhafteste Bestürzung. Ich dachte bei mir, daß ein Moment, so günstig für das Volk, wie in Oesterreich noch kein zweiter erschienen war, nicht ungenützt verstreichen dürfe. Ich fand es erbärmlich, daß in dieser ganzen großen Menge nicht ein Mann den Muth und die Kraft habe, ein zündendes Wort in dieselbe zu schleudern, der hohen ge-

schichtlichen Bedeutung des Momentes enthusiastischen Ausdruck zu geben und diese neugierige Masse zu einer großen Kundgebung hinzureißen. Bist du nicht selbst ein solcher Erbärmlicher? sagte ich zu mir. Tief beschämt faßte ich allsogleich den Entschluß, zu reden, und um von diesem Entschluß nicht wieder zurückweichen zu können, rief ich mit der ganzen Kraft meiner Stimme: „Meine Herren!“ — Ein Redner! hieß es nun, Alles richtete seine Blicke auf mich, ich mußte, ob ich nun wollte oder nicht, eine Rede halten.“

Man ersieht aus dieser Schilderung, welch eine große und gewaltige Empfindung hier nöthig war, um den Muth zum Reden — keineswegs den Muth, ohne polizeiliche Erlaubniß zu reden — zu entfachen; wie der Redner, seinem Muth noch nicht vertrauend, sich lieber erst noch in eine Zwangslage versetzte. Die geübtesten Redner, Männer, welche es gewohnt sind, im Hörsaal oder in der Volksvertretung zu sprechen, haben jedesmal, und wenn sie ihres Erfolges auch gewiß sind, eine Befangenheit zu überwinden. Das Knie zittert noch ein wenig, die Stimme klingt rauh und belegt — man ist in demselben Fall wie der Schauspieler, der jedesmal Lampenfieber hat. Erst allmählich legt sich diese Befangenheit, die Stimme wird klarer, und der Blick, der anfangs hierhin und dorthin geirrt, wird ruhig und fest. Diese Befangenheit ist nur aus dem Gefühle der Vereinzelung zu erklären, das man empfindet, wenn man als Redner in einer Versammlung sich erhebt — selbst wenn man zu Gesinnungsgeoffenen spricht. Man fühlt sich auf einmal ihnen allen gegenübergestellt, Einer gegen Alle, das Einzelwesen gegen die Ge-

sammtheit. Man muß aus sich herausgehen, oder richtiger: man muß sich geben, und wie wird man aufgenommen werden? Ist man nicht zu unbedeutend? Ist das bedeutend genug, was man zu sagen hat? Hat man das Recht, die Aufmerksamkeit Aller zu fordern? Und davon abgesehen — welche Unfälle drohen nicht einem Redner!

Ist aber ein Redner so weit, sich solche Fragen vorzulegen, dann besitzt er auch einen höheren Muth, als den zum Reden — den Muth des Schweigens. Im richtigen Moment zu schweigen, ist vielleicht noch schwerer, als im richtigen Moment zu reden. Sich bescheiden und sich sagen, daß man nichts Besonderes vorzubringen habe, nichts Eigenes, nichts, was nicht schon gesagt worden wäre oder noch gesagt würde, das muß man lernen, dafür muß man ebenso geschult werden, wie für's Reden. Das ist natürlich nicht zu verwechseln mit dem Muth des Schweigens, den man bei einer Zeugnißverweigerung bekundet, denn hier hat man den Muth zum Reden gar nicht niederzukämpfen; auch ist es ein trauriger Muth, der uns etwa schweigen heißt, wenn wir zu Zeugen der Wahrheit aufgerufen werden, und es für vorsichtig halten, zu schweigen, und in der Verneinung der Lüge schon die Behauptung der Wahrheit erblicken. Das ist dann ein schlechter und bedenklicher Redner. „Nur was er weise verschweigt“ — sagt Schiller. — Ich hoffe, ich habe dem Leser nicht zu lang geredet.

Verlag von Carl Reizner in Leipzig.

Werden und Wandern unserer Wörter.

Etymologische Plaudereien

von

Franz Harder.

In festem Cartonband. 3 Mark.

Für jeden Gebildeten eine geistig anregende, unterhaltende und belehrende Lektüre. **Rölnner Nachrichten.**

Ein größtenteils recht gut gelungener Versuch, dem gebildeten Laien, aber auch den Philologen, die so oft gestellte und so selten leicht beantwortete Frage: „woher kommt dies Wort?“ zu lösen.

Magazin für die Literatur des In- und Auslandes.

Ein reicher Schatz wissenschaftlichen Materials steckt in dem Buche, das sich als ein Nachschlagebuch für Alle erweist und über die verschiedenartigsten Dinge gründlichste Auskunft gibt. Namentlich sind die Prägnanz der Erklärungen über Abstammung und Bedeutung technischer Bezeichnungen und die Übersichtlichkeit der Anordnung zu rühmen. Der Inhalt umfaßt so ziemlich alles, was ein in gebildeten Kreisen Verkehrender wissen muß. Eine sehr große Anzahl Worte aus dem Kunstgebiete, die man gemeinhin als deutsche genommen, erweisen sich als Entlehnungen aus dem Griechischen, andere wieder, die oft für Fremdwörter ausgegeben werden, sind aus dem Althochdeutschen entnommen.

Bresdner Nachrichten.

Der Kampf für die Reinhaltung unsrer schönen Muttersprache, der in den letzten Jahren aufs neue entbrannt ist, hat bei der durchaus nicht scharf gezogenen Grenze zwischen den fremden Eindringlingen und dem wohlgeschützten Besitze unseres Wortbestandes auch weitere Kreise als die eigentlichen Sprachgelehrten für die Ergebnisse etymologischer Untersuchungen zu interessieren vermocht. Leider vermögen aber nur die wenigsten derer, welche dieses Interesse an einer genaueren Bekanntschaft mit den eigentümlichen Wandlungen und Verschiebungen im Bestande unseres Sprachschazes hegen, dasselbe auch zu be-

friebigen, ohne daß sie dabei Zuflucht zu gelehrteren oder umfänglicheren Werken nehmen müssen. Für diese wird denn nun das vorliegende handliche Buch eine sehr willkommene Gabe sein. Der zu einem solchen Unternehmen wohl legitimierte Verfasser hat in einer Reihe von nach sachlichen Gesichtspunkten (Kleidung, Nahrungs- und Genußmittel, Haus und Hausgeräte, Stadt, Wege, Verkehr, Familie, Vergnügen, Staatsleben 2c.) geordneten Abschnitten in allgemein verständlicher, klarer und fesselnder Sprache Belehrung über Herkommen und Bedeutung einer großen Reihe von Worten gegeben, die einestheils dem Leser bisher als echt deutsch gegolten haben, aber sich nun plötzlich als ausländischen, nicht selten ziemlich entlegenen, meist orientalischen Ursprungs ausweisen, während andere fremdartig klingende Bildungen sich als zurückgelehrte Überläufer enthüllen, die, ursprünglich deutsch, erst in die Fremde zogen und später durch fremdes Gewand unkenntlich gemacht, wiederkamen. Ein alphabetisches Register erleichtert übrigens das schnelle Auffinden irgend eines gesuchten Wortes.

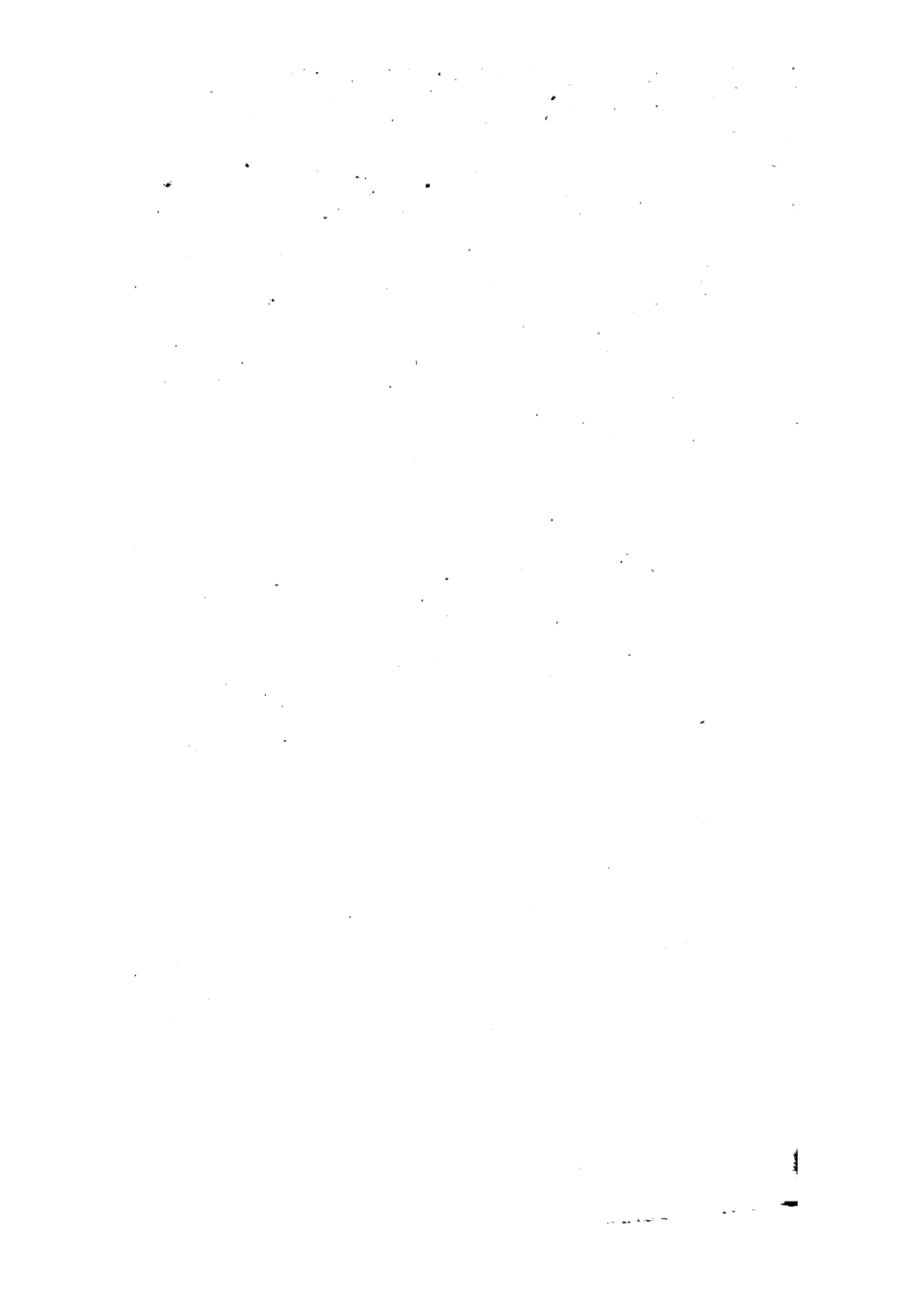
Zeitung für das höhere Unterrichtswesen.

Für ernstere Zwecke giebt es genug Werke, aus welchen man Belehrung über den Ursprung der deutschen Worte finden kann, aber sie sind, das eben angezeigte Wörterbuch ausgenommen, zu groß und zu teuer. Es war deshalb ein guter Gedanke des Verfassers, aus den verschiedensten Gebieten Worte auszuwählen und deren Ursprung, so weit derselbe bekannt ist, zu erklären. Er hat, und mit Recht in Hinsicht auf den Zweck befehrender Unterhaltung, die zusammengehörigen Worte in 18 Gruppen geordnet (Kleidung und Nahrung 2c.). Es werden im Ganzen wohl an tausend Worte erläutert: ein Verzeichnis nach dem Alphabet geordnet, erleichtert die Auffindung. Wir empfehlen das Werk, über dessen Erfolg wir keinen Zweifel hegen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Ein höchst genutzreiches Buch, das jedem Gebildeten, der mit Interesse die Entstehung unserer Wörter verfolgt, eine Fülle der Belehrung und Anregung bietet. „Etymologische Plaudereien“ nennt der Verfasser das Buch, doch muß, um Mißverständnissen vorzubeugen, gesagt werden, daß er meisterlich versteht, in der Form der „Plauderei“ dem Leser die Resultate ernster Sprachstudien mundgerecht zu machen und durch Beifügung des gelehrten Apparates die Controle seiner Deutungen zu ermöglichen.

Niederrheinische Volkszeitung.





303308231N

**TAYLOR INSTITUTION LIBRARY
OXFORD OX1 3NA**

PLEASE RETURN BY THE LAST DATE STAMPED BELOW

Unless recalled earlier

16 FEB 2000		
--------------------	--	--



